Märchen

von

F. v. Woringen



Berlin, 1854.

Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Märchen

von

F. v. Woringen.



Märchen
von
Woringen


Märchen
von
F. v. Woringen
Berlin, 1854.
Verlag der Deckerschen Geheimen
Ober-Hofbuchdruckerei.

Inhalt.

Die Geschichte

vom

blinden Cathrinchen.

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die waren sehr traurig, weil sie kein Kind hatten. Die Frau besonders, die dachte immer daran, und es kam so weit, daß sie dem lieben Gott selbst nicht mehr recht vertraute, sondern immer mürrisch war, und Niemanden ein gutes Wort gab. Der Mann sagte zu ihr, sie solle getrost sein, denn Kinder wären oft auch das Unglück ihrer Aeltern, und es gäbe ja auch krumme Kinder, und blinde Kinder, und taube Kinder, und so ein Kind möchte sie doch nicht haben. — Aber die Frau sagte, das verstände er nicht, und viel lieber möchte sie doch ein blindes Kind haben als gar keines, denn ein blindes Kind könne man doch eben so gut wie ein sehendes wiegen und füttern, und an- und ausziehen, und das möchte sie Alles gar zu gern thun.

Grade als sie das sagte, war ein altes, altes Bettelweib herein gekommen, und das bat um ein Stück Brod. Aber die Frau war grade in Bosheit wegen des Kindes,

und schalt das alte Weib, und jagte es zum Hause hinaus. Aber das alte Weib kehrte sich um, und sprach: Weil Du denn so ohne Mitleid bist, und dabei so thöricht, so soll Dir zu Theil werden, was Du selber gewünscht hast! —

Damit ging das alte Weib fort und lachte, der Mann aber erschrak, und die Frau dachte in Aengsten: Nun bekomme ich vielleicht ein blindes Kind. — Sie wollte geschwind noch ein Stück Brod holen und noch einen Silbergroschen dazu legen, aber das alte Weib war schon fort.

Am andern Tage, da hatten der Mann und die Frau Alles wieder vergessen, und die Frau war wieder so thöricht wie vorher, und ebenso betrübt. Als aber ein Jahr herum war, und Frühling war, da bekam die Frau ein Kind, und sie wußte sich kaum zu lassen vor Freuden, und der Mann auch nicht, und kaum hatte sie das Kind ein wenig im Arm und trug es, dann wollte er es schon wieder haben, und lachte und sprach zu ihm, als wenn es Alles verstehen könnte.

Es war ein wunderschönes Mädchen mit großen schwarzen Augen, die herrlich glänzten, und sie nannten es Cathrinchen.

Wie sie nun aber immer mit ihm spielten, so bemerkten sie gar bald, daß es mit seinen kleinen Händchen gar nicht

darnach faßte, wenn sie ihm etwas Glänzendes vorhielten, es lachte nur, wenn sie ihm etwas Glattes in die Hand gaben, oder wenn sie ein Spielzeug hatten, welches klapperte oder klimperte oder Musik machen konnte. Dann streckte es wohl sein Händchen aus, aber gar nicht dahin wo das Spielzeug war; und so sahen sie, daß das Kindlein trotz seiner hellen großen Augen stockblind war, und da waren sie voller Schrecken, und besahen seine Augen und weinten; und da dachten sie an das alte Bettelweib, und die Frau besonders, die war untröstlich, und es war ihr zwar, als müßte sie ihr Kindchen noch viel lieber haben, und sie wollte es gar nicht aus den Armen lassen und küßte und herzte es gar inniglich, aber dabei klagte und weinte sie, und stand mit Thränen auf, und ging mit Thränen zu Bette, und schlief doch nicht — und stand auf in der Nacht, und hielt dem Kind das Licht vor, ob es noch immer nicht sehen könne. — Aber Cathrinchen hielt seine großen Augen grad gegen das Licht, und blieb stockblind.

Da es nun einmal so war, so ergaben sie sich endlich darein, und gewöhnten sich daran, und zogen ihr Töchterlein auf, so gut sie konnten, in Liebe und Freundlichkeit. Cathrinchen

konnte bald laufen und sprechen, und weil es blind war, so konnte es desto feiner hören, und merkte sich Alles was man ihm sagte, und vergaß es niemals, und fing auch bald an zu singen, so fein und schön, daß es zum Verwundern war.

Als es etwas größer geworden war, da wollte sein Vater ihm gerne erklären, wie es mit dem Sehen wäre, wie schön die strahlende Sonne, und der blaue Himmel, und der rothe Morgen. Es that ihm gar zu leid, daß das gute Kind die Herrlichkeit der Welt nicht schauen konnte. Als er aber gar viel geredet hatte, und endlich Cathrinchen fragte, ob es nun wisse was blau sei, und was roth? Da fingen grade die Glocken an zu läuten bau — bau, — da rief Cathrinchen ganz fröhlich: Nun weiß ich's, nicht wahr Vater, das ist blau! — Da merkte der Vater, daß alles Reden nicht helfen konnte, und jetzt war es gut, daß Cathrinchen nicht sehen konnte, wie ihm die Thränen aus den Augen liefen. Cathrinchen war zufrieden, weil es nicht begreifen konnte, was ihm fehlte, doch hätte es gar zu gern sehen können, weil ihm so viel davon gesagt war, und seine Aeltern so traurig waren. — Es konnte seiner Mutter nicht viel helfen im Hause, wiewohl es darin alle Wege genau

wußte, und in Küch' und Keller, Trepp' auf, Trepp' ab ging, ohne anzustoßen, und auch nie Etwas zerbrach, und sich am Feuer nicht verbrannte. Hatte es Nichts zu thun, so saß es und sang, oder spielte mit einem kleinen Hündlein, welches ihnen eines Tages in's Haus gelaufen war, und von dem Kinde nicht mehr fort wollte. Das war ein wunderlich kluges Hündchen, man kannte es auch nicht in der Nachbarschaft, und es fand sich kein Eigenthümer dazu, daher Cathrinchen es behalten konnte. Sie liebte es immer mehr, und das Hündchen ging gar nicht mehr von seiner Seite weg, und weil Vater und Mutter viel zu thun hatten, denn sie waren sehr arm, so wurde das Hündchen der Führer des blinden Kindes, die Augen des Hündchens wurden des Kindes Augen, und das Hündchen wußte ganz genau, daß das Kind nicht sehen konnte, und leitete es mit so viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit an einem Bändchen, als wenn es ein verständiger Mensch gewesen wäre.

So konnte nun Cathrinchen mit seinem Hündchen auch hinaus gehn in die Stadt, und zwischen den Gärten und Feldern her, ohne Gefahr. Es begleitete wohl gar die Mutter in den weiten Wald, wenn sie Holz holen mußte, und wenn

dann die Mutter beim Holzlesen sich entfernte, dann bellte das Hündchen, und die Mutter wußte wo das Kind war. So wurde Cathrinchen endlich vierzehn Jahre alt, und war schon gar groß und wunderschön anzusehen, und war auch fröhlich geblieben in sich selbst. —

Da geschah es eines Tages, als sie wieder im Walde waren, daß die Mutter sich unbedachtsam weiter von Cathrinchen entfernte, und grade kam auch ein großes Gewitter herauf, und der Wind heulte, daß sie das Hündchen nicht hören konnte, und das Hündchen hatte auch Furcht, und wollte mit Cathrinchen zur Mutter eilen, aber sie kamen immer tiefer in den Wald, und immer weiter fort, und da konnten sie sich kaum bergen vor dem Regen, und als der vorüber war, da wurde es Nacht. Da mußten sie unter einem Baum schlafen. Am andern Tage aber wußte das Hündchen auch nicht, wo es hin sollte, und führte Cathrinchen bald rechts, bald links, und sie trafen auch keinen Menschen an. Und so ging es drei Tage lang, sie konnten und konnten nicht aus dem Walde kommen, und Cathrinchen fing endlich an zu weinen und zu seufzen; das Hündchen aber, das war wunderlich genug, es bellte und sprang munter vor ihm her, und war

so guter Dinge, als hätte es sagen wollen: „fürchte Dich nicht Dir wird kein Leid geschehen, sondern lauter Freude.“ —

Abends am dritten Tage saß Cathrinchen unter einem Baume, und neben ihm lag das Hündchen, und Cathrinchen hatte aus Furcht und Sorge die drei Tage Essen und Trinken ganz vergessen, und war nun sehr hungrig, und nahm das Brod hervor, das ihm seine Mutter noch gegeben hatte, und wollte es mit dem Hündchen theilen. Indem hörte es Jemanden daher kommen. Das war ein altes, altes Bettelweib, mit langen, grauen Haaren, und mit alten Lumpen bedeckt. Das Hündchen sprang vor Freuden, und that ganz bekannt mit ihm, und das alte Weib streichelte das Hündchen, und bat dann Cathrinchen um ein Stück Brod, es sei so alt und schwach, und habe seit zwei Tagen Nichts zu essen gehabt. — Cathrinchen hatte zwar noch größern Hunger, aber es war so gut und mitleidig, daß es gleich dem alten Weibe sein ganzes Brod anbot.

Aber das Weib sah ihm an, daß es auch hungrig war, und theilte das Brod mit Cathrinchen, und dieses theilte dann sein Stück wieder mit dem Hündchen. Nun behielt es selbst zwar sehr wenig übrig, aber es mußte ein Seegen in dem

Brode sein, denn Cathrinchen wurde ganz satt, und hatte sogar noch zu viel, und das Weib sagte ihm, es solle das Uebrige in seine Tasche thun, bis es wieder Hunger hätte.

Nun ließ sich das Weib erzählen, wie Cathrinchen in den Wald komme, und da erfuhr es Alles, und auch, daß das Kind blind war.

Du armes Mädchen, sagte da das Weib, Du hast so schöne Augen, und kannst doch nicht damit sehen. Ich möchte Dir gern helfen, weil Du Dein Brod mit mir getheilt hast, und es hat mir so gut geschmeckt, aber ich kann Nichts thun, als Dir einen guten Rath geben. Ich weiß eine Salbe, wenn Du die bekommen kannst, und Deine Augen damit bestreichst, so wirst Du auf der Stelle sehend. Aber die Salbe ist gar schwer zu erlangen, da mußt Du Dich von Deinem Hündchen in den Zauberwald führen lassen; mitten in dem Walde liegt das Zauberschloß. In dem Zauberschlosse ist seit vielen hundert Jahren Alles versteinert, Menschen und Thiere, und Alles, was dem Schlosse auf hundert Schritte nahe kommt, das wird versteinert. Wenn Du nun lebendig in das Schloß kommen kannst, so gehe die Treppe hinauf, und gehe oben durch die Zimmer und Säle, bis Du in einen

Saal kommst, wo in der Mitte der versteinerte Prinz auf einem Sessel sitzt. Neben ihm steht ein Tischchen, und auf dem Tischchen findest Du drei Töpfchen mit Salbe; in dem einen ist blaue, in dem andern rothe, in dem dritten weiße Salbe. Die weiße Salbe ist es, mit der Du Dir helfen kannst; nimm Dich aber ja in Acht vor der rothen und der blauen Salbe; denn wenn Du die rothe nimmst, so werden Deine Augen Geschwüre, und Du hast Schmerzen Dein Lebenlang und kannst nimmermehr sehend werden, wenn Du aber gar die blaue nimmst, so mußt Du alsbald sterben, weil sie so sehr giftig ist. — Ach, sagte Cathrinchen, wie kann ich denn die weiße Salbe unterscheiden, da ich blind bin? — Ja, sagte das Bettelweib, das kann ich Dir nicht sagen.

Und wie kann ich denn in das Schloß kommen, fragte Cathrinchen, wenn Alles versteinert wird, was ihm nahe kommt? — Das ist wohl möglich, sagte das Weib, wenn Du die Perle mit dem rothen Tüpfelchen hast. In dem Zauberwalde liegen viel tausend Perlen umhergestreut, wohl eine Meile weit; die haben der Prinzessin gehört, und sind ihr genommen worden, weil sie so stolz war. — Eine davon hat ein rothes Tüpfelchen, die mußt Du finden, dann wirst

Du nicht versteinert, wenn Du an das Zauberschloß kommst. — Cathrinchen seufzte, als es das hörte, denn wie sollte es die Perlen finden, und wenn es sie auch alle gefunden hätte, wie sollte es dann die eine rothgesprenkelte unterscheiden können?

Aber das war noch nicht genug. Das Weib erzählte ihm auch, daß das Thor des Schlosses fest verschlossen sei, und ein paar steinerne Riesen stünden davor, und hätten furchtbare Keulen in den Händen, und schlügen in Einem fort damit vor dem Thore nieder, so schnell und gewaltig, daß Nichts durchpassiren könnte unzermalmet. Aber es komme darauf an, daß man den rechten Schlüssel habe; wer den habe, der könne ohne Furcht drauf los gehen, und die Keulen würden ihn nicht treffen, und das Thor sich ganz leicht öffnen.

Nun fragte Cathrinchen, wo denn der Schlüssel zu finden sei?

Der Schlüssel, sagte die Alte, liegt im Zaubersee, der ist nicht weit vom Schlosse, aber der ist sehr tief, und wo der Schlüssel liegt, das kann ich Dir nicht sagen. —

Ach, seufzte Cathrinchen, wie soll ich den Schlüssel aus dem tiefen Wasser holen, wie soll ich die Perle finden in dem großen Walde, wie soll ich das rechte Töpfchen unterscheiden?

Das kann ich Dir nicht sagen, antwortete das Bettelweib, aber wenn Du Muth genug hast, wer weiß, ob nicht Alles gelingen wird. — Sieh Dich aber wohl vor, wenn Du in den Zauberwald kommst, denn es sind große wilde Thiere darin, Bären und Wölfe, Füchse und Luchse, die fressen Dich mit sammt Deinem Hündchen, wenn Du nicht das weiße Zauberstäbchen hast, das liegt im Walde unter einem Birkenbaum begraben.

Cathrinchen seufzte noch mehr, und sagte: Birkenbäume kenne ich nicht, und wenn ich sie kennte, so könnte ich sie ja nicht sehen. Darauf antwortete die Alte nicht, und als Cathrinchen noch mehr fragte und keine Antwort erhielt, da merkte es, daß sie nicht mehr da war, und wurde traurig, und dachte, wenn es kein andres Mittel giebt, dann muß ich mein Lebenlang blind bleiben, und von meinem Hündchen mich durch die Welt führen lassen; ach, wäre ich nur wieder bei meiner Mutter!

Das Hündchen aber bellte ganz fröhlich, und zog und zerrte an dem Bande, und Cathrinchen stand endlich auf, und folgte dem Hündchen, und sie gingen gar eilig tiefer und tiefer in den Wald hinein. So gingen sie aber noch viele

Tage lang; wenn sie Hunger hatten, nahm Cathrinchen sein Brod hervor, und sie aßen davon, und immer behielt es noch ein Stück übrig; wenn es dunkel wurde, und Cathrinchen Schlaf bekam, legte es sich unter einen Baum, und fürchtete sich nicht, weil es die Dunkelheit nicht unterscheiden konnte, und sein Hündchen saß neben ihm und war wachsam die ganze Nacht.

Einmal schlief Cathrinchen bis die Sonne hoch am Himmel stand; da erwachte es, weil das Hündchen an dem Bande zerrte, und ängstlich hin und her, und dann dem Mädchen auf den Schooß sprang und sich verbarg. Nun hörte Cathrinchen auch von fern Hundegebell und Hörnerklang, und es wurde immer lauter, und das Gesträuch rauschte und knarrte. Cathrinchen duckte sich hinter den Baum und zitterte vor Angst. Es ging aber eine große Jagd durch den Wald, und die Hunde waren einem armen Häslein auf die Spur gekommen; das lief und lief in Todesangst, und konnte endlich nicht mehr; da war es grade an dem Baume bei Cathrinchen, und sprang auf seinen Schooß und kroch unter seine Schürze. Cathrinchen fühlte wie es zitterte, und bedeckte es mit der Schürze noch mehr, und sagte: Du armes Thierchen, sei nur still, daß sie Dich nicht bei mir finden.

Nun kamen die Hunde und suchten und bellten und liefen vorbei; dann kamen die Jäger und fragten Cathrinchen, ob es kein Häschen gesehen. Cathrinchen aber konnte ohne zu lügen sagen, es habe kein Häschen gesehen, habe aber eines laufen gehört.

Da sprangen die Jäger auch vorbei, den Hunden nach, und bald war Alles wieder still. — Da kam das Häschen mit dem Kopfe hervor und fing auf einmal an zu sprechen: „Danke Dir, danke Dir — hast gerettet mein Leben mir; mach Dich fort bald aus dem Zauberwald — Wolf ist wild — Bär brüllt — Fuchs ist listig — Luchs frißt Dich.“ —

Cathrinchen freute sich als es hörte, daß es im Zauberwalde sei, aber es fürchtete sich vor den wilden Thieren.

Ach, sagte es, ich muß ja in das Zauberschloß, — wenn ich doch nur das weiße Zauberstäbchen hätte, das liegt unter einem Birkenbaum, dann können mir die wilden Thiere Nichts thun. — Das Häschen hatte die Ohren gespitzt, und sagte: Komm mit, komm mit! — Da gingen sie mit einander, das Häschen ging voran, und hinter dem Häschen ging das Hündchen, und hinter dem Hündchen ging Cathrinchen.

Das Häschen wußte gar verborgene Wege, die Kreuz

und die Quer unter den dunkeln Bäumen her und durch das dicke Gesträuch, und es dauerte nicht lange, da kamen sie an einen Platz, wo wohl hundert Hasen beisammen lagen, Alte uud Junge; die hatten Wachen ausgestellt, aber das Häschen gab ein Zeichen, daß sie alle da blieben, und sich vor Cathrinchen und dem Hündchen nicht fürchteten. Nun ging das Häschen zu den Andern, und sie hielten Rath in der Hasensprache, und dann liefen sie nach allen Seiten, und kamen alsbald mit andern Hasen wieder, und es war keine halbe Stunde vorbei, da waren ihrer wohl tausend bei einander. Dann hörte Cathrinchen, wie sie zu einander sagten: durch alle Räume, durch alle Räume, an die Birkenbäume, an die Birkenbäume.

Ein Birkenbaum war nahe dabei, da hörte Cathrinchen alsbald wie sie darunter scharrten hie und da, daß ihm die Erde bis auf den Schooß flog. Aber als sie Nichts da fanden, liefen sie weiter, hiehin und dahin, und suchten Birkenbäume, und scharrten die Erde auf bis unter die untersten Wurzeln; es war ein Hasten und Arbeiten unerhört, und Einige liefen fort zu andern Wohnorten der Hasen, und da fingen die auch an zu scharren, und so ging es durch den ganzen Zauberwald. — Da dauerte es denn auch nicht

lange, so kam ein alter Hase daher, der hatte das weiße Stäbchen im Munde, und wo er vorbei kam, liefen die andern hinterdrein, und sie kamen alle mit einander dahin, wo Cathrinchen saß, und der alte Hase ließ das Stäbchen Cathrinchen auf den Fuß fallen.

Cathrinchen fühlte es, und nahm das Stäbchen auf, und fühlte alsbald einen herrlichen Muth, und zweifelte nicht, daß es das Zauberstäbchen sei, vor dem die wilden Thiere sich fürchten müßten. — Cathrinchen dankte, so gut es konnte, und streichelte die guten Hasen, die ihm nahe waren, und alle Hasen waren voll Freude, und die jungen besonders setzten sich auf die Hinterpfoten und tanzten um sie herum, nur daß sie dem Hündchen nicht gar trauten, und wegsprangen, so oft es sich bewegte. Das Hündchen aber sprang nur, weil es sich freute, es war ja auch viel klüger geworden, seit sie in dem Zauberwalde waren, und wenn sie noch lange darin geblieben wären, so würde es gewiß sprechen gelernt haben. — Das Häschen, welchem Cathrinchen das Leben gerettet hatte, führte sie mit dem Hündchen nun wieder aus dem dicken Gesträuche hinaus, und leckte dann Cathrinchen noch einmal die Hand und sprang lustig davon.

Nun ging das Kind wieder mit seinem Hündchen allein durch den Zauberwald daher, und das Hündchen führte den besten Weg, den es finden konnte.

Zuweilen blieb das Hündchen stehen, und hielt sein Näschen in die Luft und zitterte und schmiegte sich Cathrinchen zwischen die Füße; dann merkte Cathrinchen, daß ein wildes Thier da war, und es hob das Stäbchen auf. Alsbald hörte es ein Rauschen im Gesträuche, wie das Thier davon lief, und hörte auch wohl ein schreckliches Zischen oder Brüllen. Ach, dachte es, das müssen gar große und böse Thiere sein, die so schrecklich brüllen können, das war doch ein großes Glück, daß ich dem lieben Häschen das Leben gerettet habe, denn sonst wäre ich nun schon lange mitsammt meinem Hündchen aufgefressen. — Es war aber recht gut, daß es die Thiere nicht sehen konnte, denn es würde doch in Furcht gerathen sein, obgleich es das Stäbchen in der Hand hatte, weil sie mit ihren wilden Augen so grimmig nach ihm hinstarrten, und die Krallen ausstreckten, und die Rachen voll spitzer Zähne begierig aufrissen. So aber ging es mit seinen blinden Augen getrost und unbekümmert hinter dem Hündchen her.

Einmal da sagte Cathrinchen es sei müde und wollte sich gern ein wenig niedersetzen. Da ging das Hündchen auf einen großen Baum zu. — Aber ehe es darunter war, blieb es voll Schrecken stehen, denn aus dem hohen Grase an der andern Seite des Baumes kamen sieben spitze Schnauzen hervor, die waren nach dem Baume hingestreckt. — Es waren da sieben Ameisenlöwen, die wollten grade über ein Ameisennest herfallen, welches unter dem Baume war. Das war ein ganz herrliches Ameisennest, so groß wie man wohl noch nie eins gesehen hat. Das erstreckte sich rund um den Baum her, und war auf das Allerbeste eingerichtet. Es war eine große Ameisenstadt, mit viel tausend Wegen und Gängen, die wunderbar unter der Erde gemacht waren, und da hatten sie für den Winter mit allem Fleiße genug Vorrath zum Essen hinein gebracht, und in der Tiefe da lagen viel tausend und tausend Eierchen, mit jungen Ameisen darin, die alle bald heraus kommen sollten. Wo aber die Eingänge waren, und die Straßen auf der Oberfläche, da war ein Leben und Treiben unerhört; grade jetzt aber war eine allgemeine Verwirrung und Schrecken, denn die armen Ameisen hatten die Ameisenlöwen gesehen, und sie wußten wohl, daß das ihre

Todfeinde waren, und sie glaubten nicht anders, als daß alsbald ihre schöne Stadt ganz zerwühlt sein würde und sie Alle gefressen würden.

Da lief es ganz schwarz durcheinander, daß man die Erde fast nicht sehen konnte; da konnte man viele sehen, die liefen mit ihren Eierchen davon, und ließen sie doch vor Schrecken wieder fallen, und viele waren so verwirrt, daß sie den Ameisenlöwen gar entgegen liefen, indem sie sich retten wollten.

Eben als das Hündchen stille stand, wollten die Ameisenlöwen über ihre Beute herfallen, und darum streckten sie die Schnauzen so hervor und waren zum Sprunge bereit.

Cathrinchen konnte von Allem Nichts sehen, weil aber das Hündchen nicht voran ging, dachte es, daß ein wildes Thier da sei; darum hob es sein Stäbchen auf und ging kühn weiter, und rief: weg mit Dir, ich befehle es! — Da sahen erst die Ameisenlöwen das Kind, denn gar zu begierig hatten sie nach den Ameisen gesehen, da sie hungrig waren, und sich recht zu letzen gedachten. — Als sie nun das Stäbchen sahen, da vergaßen sie alles Andere, und zitterten vor Angst, und liefen fort als wenn Feuerflammen hinter ihnen drein wären; sie waren so verwirrt, daß sie gegen die Bäume

rannten und blutige Schnauzen davon bekamen, und sie liefen immer fort, wie es gar nicht mehr nöthig war, bis sie nicht mehr konnten und wie todt umfielen.

Cathrinchen aber setzte sich nicht unter den Baum, das Hündchen sah das Ameisennest, und wollte nicht, daß es zertreten würde, daher führte es das Kind etwas bei Seite, und da ruhten sie mit einander aus.

Nicht lange, so fühlte Cathrinchen ein Krabbeln am Halse und dann am Ohr, und als es eben hinfassen wollte, um das Thierchen weg zu jagen, da hörte es ein ganz feines wunderliches Stimmchen. Das kam von der Ameisenkönigin, die hatte sich an sein Ohrläppchen geklammert, und hielt das Köpfchen in sein Oehrchen hinein und sprach zu ihm, denn sonst hätte es auch Nichts davon verstehen können, so fein war das Stimmchen. Es war aber die Königin eine große schneeweiße Ameise, mit einem kleinen goldnen Reifchen um das Köpfchen; und Cathrinchen würde sich wunderbar gefreut haben, wenn es das allerliebste Thierchen hätte sehen können. Das sprach aber so zu ihm: „Hast gerettet die Ameisen, drum sie Dir danken, drum sie Dich preisen, drum sie Dich lieben allezeit, — Dir zu dienen sind sie bereit.“ —

Cathrinchen wußte Nichts von den Ameisen, und wunderte sich daher über diese Worte. Es hatte weiter kein Acht darauf und sagte nur: Ameisen gar fleißige Thierchen sind, möchte gern sie beschauen, bin aber blind.

Damit legte es sich hin und schlief ein, weil es so müde war. Aber es erwachte bald wieder und hatte sich erholt, und ging mit seinem Hündchen weiter, und dachte: ach wie komme ich doch in das Zauberschloß, oder, wenn ich nicht in das Schloß kommen kann, wie komme ich dann aus dem Walde heraus und zu meiner Mutter!

Desselbigen Tages kamen sie gegen Abend an einen Eichenbaum, der war breit und dunkel, und das Hündchen ging darauf zu, weil es Zeit war zu schlafen. Aber da hörten sie alle beide ein Brummen und Schnuppern, und es kam ein mächtiger großer Bär daher. Von dem Baume aber erhob sich ein großes Summen von viel tausend Bienen, die darin wohnten, denn es war ein alter hohler Baum; die hatten den Bären gehört, und flogen in großer Angst heraus und um den Baum her. Der Bär hatte gemerkt, daß die Bienen in dem Baume waren, und Bären essen Nichts lieber als süßen Honig; sie fürchten sich nicht vor den Bienen, weil

sie einen dicken Pelz haben, durch den die Bienen nicht stechen können. Drum kam der Bär ganz eilig daher, und schmatzte schon mit seiner großen Zunge, und streckte die Tatzen aus, in den Baum hinein zu langen, und dabei würde er die arme junge Brut der Bienen zerquetscht haben. — Aber Cathrinchen hörte ihn kommen und brummen, und fühlte auch wie das Hündchen sich zitternd zwischen seine Füße legte. Da hob es denn alsbald wieder sein Stäbchen auf, und rief: weg mit Dir, ich befehle es! — Da der Bär das Stäbchen sah, ließ er sich das nicht zweimal sagen; er dachte, der Honig ist mir gar zu bitter, und fletschte noch einmal die Zähne gegen Cathrinchen, auf das er so recht wüthend war, und zog dann gar eilig ab in den Wald, so eilig, daß die Haare an den Dornen im Gesträuche hängen blieben und seine Ohren blutig wurden. Darauf legte sich Cathrinchen unter den Baum hin und wollte schlafen. — Aber alsbald summte es ihm um den Kopf, und die Bienenkönigin setzte sich auf seine Schulter und fing an zu reden. Cathrinchen konnte das Stimmchen kaum hören, es war ein Baßstimmchen zwar, aber gar ein feines, und immer sum, sum, sum dazwischen. „Hast vertrieben — sum sum — den grimmen Bär — sum sum —

drum sind Dir die Bienen — sum sum — dankbar gar sehr — sum sum; allezeit — sum sum — haben lieb Dich die Bienen — sum — sind allezeit — sum — bereit Dir zu dienen — sum sum sum! — — Cathrinchen lachte über diese Sumsumrede, und sagte: Bienen gar fleißige Thierchen sind, möchte gern sie beschauen, bin aber blind. „Armes Kind — sum sum — armes Kind“ — sagte die Bienenkönigin, und flog fort. Cathrinchen aber legte sich hin und schlief ein, und das Hündchen wachte an seiner Seite; die Bienen aber schwärmten drum herum und hatten ihre Freude daran, das Kind und sein Hündchen zu betrachten.

Am andern Morgen wachte Cathrinchen früh auf und aß von seinem Brode, und das Hündchen aß auch; und dann seufzte Cathrinchen, ach, wenn ich doch heut endlich aus dem Walde kommen könnte! — Und dann kniete es in das Gras und betete sein Morgengebet, und das Hündchen stand ganz still dabei, wie es sich geziemte, und die Bienen setzten sich alle an den Baum und flogen erst wieder auf, als das Gebet vorüber war. Darauf ging das Kind mit dem Hündchen in Gottes Namen weiter. Aber aus dem Walde kamen sie nicht heraus, der war zu groß, und sie wußten keinen Weg; das

Gesträuch wurde so dicht, daß sie kaum durchkommen konnten, und es kamen immer mehr wilde Thiere von allen Seiten, daß Cathrinchen in Einemfort sein Stäbchen aufheben und sie in die Flucht jagen mußte, so daß ihm der Arm ganz müde davon wurde. Auf einmal kamen sie auf einen freien Platz, und Cathrinchen hörte Wasser rauschen, — das war der große Zaubersee, und als sie an dem Ufer entlang gingen, da stand auf einmal das Hündchen still; Cathrinchen wartete ein Weilchen, und rief dann: Wacker, Wacker, denn so hieß das Hündchen, aber es bewegte sich nicht, und gab keinen Laut von sich; da zog Cathrinchen an dem Bande, aber das Hündchen folgte nicht, und war sehr schwer. Da wollte Cathrinchen vorwärts gehen, um nach ihm zu fühlen, aber da wurde ihm das eine Bein so schwer, daß es von selbst niederfiel, und Cathrinchen zog es geschwind zurück, und da wurde es wieder leicht. Da fiel es dem klugen Kinde ein, wie das Alles zusammen hing, und daß es nur noch hundert Schritte von dem Zauberschlosse war. — Das Schloß lag wirklich grade vor ihm, und es hätte es schon lange gesehen, wenn es nicht blind gewesen wäre. Wenn es noch einen Schritt vorangegangen wäre, so würde es versteinert gewesen

sein, sein Bein hatte schon damit angefangen, das Hündchen aber, das war zu eilig gradaus gegangen, das war versteinert, und als Cathrinchen an dem Bande es zurück ziehen wollte, damit es wieder lebendig würde, da zerriß das Band und Cathrinchen konnte das Hündchen nicht holen, weil es dann ja selbst auch in Stein verwandelt worden wäre.

Da stand nun das arme blinde Kind, und hatte kein Hündchen mehr, und war voll Furcht, daß es auch in Stein möchte verwandelt werden, und wußte nicht was es thun und wohin es sich wenden sollte. Da setzte es sich hin und weinte, und rief das Hündchen, das doch Nichts mehr hören konnte, und dachte nicht anders, als daß es nun doch sterben und verderben müsse. — Es stand endlich auf und lauschte, an welcher Seite das Wasser war und wo die Bäume rauschten, und dann wandte es sich und ging zurück in den Wald; und als es da war, suchte es ein warmes Plätzchen in trockenem Laub, unter den Büschen, und da wollte es liegen bleiben bis es stürbe oder von Jemandem gefunden würde.

Es wurde Nacht und Cathrinchen schlief ein, wachte aber bald wieder auf, weil es bange war, und schlief dann wieder

ein und wachte wieder auf, und setzte sich dann hin und seufzte und weinte was es nur konnte.

Das sah aber eine Biene, die auf einer Blume saß, und das sah eine Ameise, die an einem Grashalme spazieren ging. Da dachten die beiden: ob das wohl das Kindchen ist, dem wir dienen sollen? Und sie eilten fort, die Ameise durch das Gras weg, und die Biene durch die Luft, um es weiter zu sagen. Und so wurde es kund unter allen Ameisen und Bienen, daß Cathrinchen da saß und seufzte und weinte; und die Bienenkönigin und die Ameisenkönigin hörten es auch, und machten sich alsbald auf. Sie fanden das Kind, und die Ameisenkönigin kletterte an ihm hinauf, ohne daß es Etwas merkte, und setzte sich an sein linkes Ohr, die Bienenkönigin aber, die setzte sich in eine Locke am rechten Ohr, und als Cathrinchen ein wenig aufhörte mit Seufzen, da fingen sie beide an zu reden. „Sum sum sum, sagte die Bienenkönigin — hast vertrieben den grimmen Bär, sum sum — drum sind Dir die Bienen dankbar gar sehr, sum sum; allzeit haben lieb Dich die Bienen, sum sum — sind allzeit bereit Dir zu dienen, sum sum.“ — Die Ameisenkönigin sagte: „Hast gerettet die Ameisen, drum sie Dir danken, drum sie

Dich preisen, drum sie Dich lieben allezeit, Dir zu dienen sind sie bereit.“ — „Sag geschwind, sag geschwind, was Dir fehlet, liebes Kind?“ summte die Bienenkönigin. „Sag mir an, sag mir an, wer Dir wehe hat gethan?“ sang die Ameisenkönigin. Cathrinchen hörte das Alles und war sehr erfreut, — es erkannte die zwei Königinnen an der Stimme wieder, und es that ihm so wohl, daß sie sich auch seiner noch erinnerten, und sich um sein Leidwesen erkundigten. Aber es glaubte nicht, daß sie ihm helfen könnten. Ach, sagte es, ich bin ein armes blindes Mädchen, ich weiß keinen Weg, und kann auch nicht in das Zauberschloß, und mein Hündchen das ist versteinert, und nun bin ich gar verloren und allein.

Aber die zwei Königinnen trösteten es und fragten noch mehr, und endlich da erzählte ihnen Cathrinchen seine ganze Geschichte, von dem Bettelweibe und den Salbentöpfchen, und von dem Schlüssel und von den Perlen im Walde.

Da hörten die Königinnen gar aufmerksam zu, und merkten sich Alles, und als es fertig war, da sagte die Bienenkönigin: „Kann die Perle nicht finden, den Schlüssel nicht ergründen, aber die Farbe kann ich nennen, kann die Salbe erkennen.“

Dann sagte die Ameisenkönigin: „Kann den Schlüssel nicht ergründen, kann die Perle wohl finden; nur Geduld, nur Geduld!

Damit lief sie, was sie konnte, an Cathrinchen hinab und in den Wald hinein, und alle Ameisen, die ihr begegneten, schickte sie aus und ließ es in allen Ameisenstädten des Waldes ansagen, daß alsbald alle Arbeit ruhen solle, und alle Ameisen insgesammt und ohne Ausnahme sollten weit und breit die weißen Perlen aufsuchen und herbei bringen, dahin wo Cathrinchen saß.

Da geschah gar bald ein Rennen und Laufen der Ameisen, daß man sich nicht satt hätte daran sehen können, wenn man es hätte sehen können; und das wurde immer emsiger und prächtiger, je weiter der Befehl gebracht wurde. — Bald kamen sie daher in Schaaren, daß der Boden ganz schwarz davon war, und hatte jede ein weißes Perlchen, nicht größer als eine junge Erbse, — und zu Cathrinchens Füßen legten sie die Perlen hin. Der Perlenhaufen wuchs so schnell empor, daß man es deutlich sehen konnte. Die Königin aber saß da, und jede Ameise mußte mit ihrer Perle an ihr vorbeigehen, und die Königin betrachtete die Perle rundum, ob

das rothe Tüpfelchen daran zu finden sei. — So dauerte es wohl den halben Tag lang.

Da auf einmal kam ein Schwarm Ameisen daher, und sie sagten: sie ist gefunden, sie ist gefunden. Und dann kamen andre, die hatten es auch gehört, und die Ameisen alle liefen schon in Freuden durcheinander, und alsbald kamen ihrer viel tausend, und in ihrer Mitte eine junge Ameise, die war halb weiß, und eine Tochter der Königin, die hatte die Perle tief unter dem trocknen Laube im dunkeln Moos gefunden, und hatte gleich das rothe Tüpfelchen daran gesehen.

Nun nahm die Königin die Perle und lobte ihr Töchterchen und streichelte es, und lief dann mit der köstlichen Perle zu Cathrinchen, und hinauf bis an sein Ohr, und da sagte sie: „machst Du Dein Händchen auf, leg' ich die Perle drauf." — Da hielt Cathrinchen die Hand an sein Ohr, und die Königin lief ihm in die Hand, und ließ die Perle darauf fallen, und lief dann wieder an dem Arme hinauf. Cathrinchen aber steckte die Perle sorgfältig in seine Tasche.

Die Königin sagte ihm noch einmal Adieu in's Ohr, und wünschte ihm viel Glück und Freuden, und sagte ihm auch, wenn es wolle, könne es sich alle die Perlen holen,

und sie ging dann wieder zu ihrem fleißigen Volke, und da hieß es: rechts um, Marsch! und die Ameisen zogen wieder ab in den Wald, und liefen wieder fleißig über die Gräser und Blumen und auf und ab an den Bäumen, und arbeiteten wieder in Einem fort, in Einem fort.

Während aber die Ameisen die Perle gesucht, hatte die Bienenkönigin mit Cathrinchen verabredet, wie sie es machen wollten, die rechte Salbe zu finden, wenn sie in das Schloß kommen könnten.

Die Bienenkönigin sagte, sie könne nicht in das Schloß fliegen, weil alle Thiere versteinert würden, die demselben auf hundert Schritte nahe kämen; wenn Cathrinchen aber die Perle habe, dann werde sie auch sicher sein, wenn sie nur mit ihm in Berührung bleibe, und es solle dann ein Fädchen an ihr Bein binden, und das Fädchen in der Hand behalten, und wenn es dann die drei Töpfchen gefunden habe, und mit der andern Hand daran fühle, dann wolle sie sich auf seine Hand setzen, wenn es das rechte Töpfchen sei.

So machten sie miteinander aus, und es schien das auch Cathrinchen das Beste zu sein. Aber es wußte ja leider noch nicht, wie es in das Schloß kommen sollte, weil es den

Schlüssel noch nicht hatte. Darauf konnte nun die Bienenkönigin nicht warten, denn sie durfte nicht so lange von der Regierung wegbleiben; darum sagte sie dem Kinde, sie müsse nun fort, sobald es aber den Schlüssel gefunden habe, solle es nur im Walde rufen: Bienchen, Bienchen, Deine Königin ruft Cathrinchen, — dann werde schon irgend eine Biene es hören, und die Königin rufen, und alsbald werde sie bei ihm sein. —

Damit flog sie eilig davon, und Cathrinchen saß wieder allein. — Es fühlte geschwind noch einmal nach seiner Perle, ob es die auch noch habe, dann stand es auf und wollte auf das Schloß zu gehen, um das Hündchen wieder zu finden, und es wieder lebendig zu machen.

Das Wasser hörte es bald rauschen, und als es weiter ging, hörte es auch klipp klapp, klipp klapp, — und dachte gleich, das müßten die beiden Riesen sein, die mit ihren Keulen so schlugen. — Da war das arme Kiud schon an seinem Hündchen vorbei gegangen, und ganz nahe an dem Zauberschlosse. — Ach hätte es doch sehen können! Es fühlte nun mit den Händen umher nach dem Hündchen. Da fühlte es alsbald einen Frosch, der war von Stein, kaum aber hatte es ihn in der Hand, da wurde er lebendig und ganz

feucht, da ließ es ihn geschwind wieder fallen, und da wurde er wieder zu Stein. Nun merkte es, welche Kraft in der Perle war. Hätte es aber sehen können, so würde es viele hundert Thiere gesehen haben, große und kleine, von allerlei Art, die unbedachtsam daher gelaufen und zu Stein geworden waren. Als es an einem Strauch vorbei kam, fiel ihm ein steinerner Schmetterling in die Hand, der wurde auch alsbald lebendig, aber Cathrinchen konnte sich nicht mit ihm abgeben, und dachte, wenn es erst sehend wäre, dann wollte es alle die armen Thiere lebendig machen und in den Wald tragen.

Einmal kam es mit der Hand grade an die Schnauze eines großen Bären, der sofort lebendig wurde und ihm vielleicht die Hand abgebissen hätte, wenn nicht Cathrinchen das Zauberstäbchen darin gehalten hätte. Der Bär sprang voll Schrecken zurück, und da war er alsbald wieder ein Steinklumpen. — Cathrinchen aber hatte sich auch erschreckt, und ging gar behutsam weiter und fühlte bei jedem Schritte erst mit dem Stäbchen umher.

Einmal stieß es mit dem Fuße an, das konnte kein großes Thier sein, und es fühlte darnach mit der Hand; da war es eine Ente, wie ein Paar zu Hause bei seiner Mutter

waren, die hatte es oft auf dem Schooße gehabt und gefüttert. Die Ente wurde lebendig und setzte sich auf seinen Fuß, und fing an zu sprechen: Rette mich, rette mich, bin der große Enterich, Entenkönig weit und breit, hab' ein golden Federkleid. — Da konnte Cathrinchen es nicht übers Herz bringen, das arme kluge Thier wieder versteinern zu lassen, und sagte zu ihm: ich will Dich in den Wald bringen, wo Du sicher bist, aber Du mußt mir sagen, wohin ich gehen soll, denn ich bin blind, und schau auch um, ob Du ein Hündchen siehst, das hat ein Bändchen am Halse, das ist mir hier abhanden gekommen.

Der Entenkönig sah umher und hatte alsbald das Hündchen gefunden, das stand gar nicht weit von ihnen. Nun nahm Cathrinchen den Entenkönig auf den Arm und ging mit ihm zur Rechten, wie er ihm sagte, daß es thun sollte. Da fühlte es sein Hündchen, und das wurde lebendig und bellte, und sprang an ihm hinauf und wußte sich nicht zu lassen vor Freude, und Cathrinchen schier auch nicht. Es nahm das Bändchen wieder in die Hand, und nun konnte das Hündchen nicht mehr versteinern, und Cathrinchen sagte: nach dem Walde, nach dem Wald, und da führte das Hünd-

p. 34.



VNZELMANN.

waren, die hatte es oft auf dem Schooße gehabt und gefüttert. Die Ente wurde lebendig und setzte sich auf seinen Fuß, und fing an zu sprechen: Rette mich, rette mich, bin der große Enterich, Entenkönig weit und breit, hab' ein golden Federkleid. — Da konnte Cathrinchen es nicht übers Herz bringen, das arme kluge Thier wieder versteinern zu lassen, und sagte zu ihm: ich will Dich in den Wald bringen, wo Du sicher bist, aber Du mußt mir sagen, wohin ich gehen soll, denn ich bin blind, und schau auch um, ob Du ein Hündchen siehst, das hat ein Bändchen am Halse, das ist mir hier abhanden gekommen.

Der Entenkönig sah umher und hatte alsbald das Hündchen gefunden, das stand gar nicht weit von ihnen. Nun nahm Cathrinchen den Entenkönig auf den Arm und ging mit ihm zur Rechten, wie er ihm sagte, daß es thun sollte. Da fühlte es sein Hündchen, und das wurde lebendig und bellte, und sprang an ihm hinauf und wußte sich nicht zu lassen vor Freude, und Cathrinchen schier auch nicht. Es nahm das Bändchen wieder in die Hand, und nun konnte das Hündchen nicht mehr versteinern, und Cathrinchen sagte: nach dem Wald, nach dem Wald, und da führte das Hünd-

p. 34.



UNZELMANN

waren, die hatte es oft auf dem Schooße gehabt und gefüttert. Die Ente wurde lebendig und setzte sich auf seinen Fuß, und fing an zu sprechen: Rette mich, rette mich, bin der große Enterich, Entenkönig weit und breit, hab' ein golden Federkleid. — Da konnte Cathrinchen es nicht übers Herz bringen, das arme kluge Thier wieder versteinern zu lassen, und sagte zu ihm: ich will Dich in den Wald bringen, wo Du sicher bist, aber Du mußt mir sagen, wohin ich gehen soll, denn ich bin blind, und schau auch um, ob Du ein Hündchen siehst; das hat ein Bändchen am Halse, das ist mir hier abhanden gekommen.

Der Entenkönig sah umher und hatte alsbald das Bändchen gefunden, das stand gar nicht weit von ihnen. Nun nahm Cathrinchen den Entenkönig auf den Arm und ging mit ihm zur Rechten, wie er ihm sagte, daß es thun sollte. Da fühlte es sein Hündchen, und das wurde lebendig und bellte, und sprang an ihm hinauf und wußte sich nicht zu lassen vor Freude, und Cathrinchen schier auch nicht. Es nahm das Bändchen wieder in die Hand, und nun konnte das Hündchen nicht mehr versteinern, und Cathrinchen sagte: nach dem Wald, nach dem Wald, und da führte das Hünd-

p. 34.



VNZELMANN.

chen es an den Wald, wo sie mehr als hundert Schritte vom Schlosse waren.

Da sprang der Entenkönig von Cathrinchens Arm herunter, und dehnte seine Flügel und schlug damit, und schnatterte vor Lust und Vergnügen, daß er wieder lebendig war. — Seit fünfviertel Jahren bin ich versteinert gewesen, sagte er, und hätte wohl tausend Jahre da liegen können, wenn Du nicht gekommen wärest. Nun will ich mich aber vor dem Schlosse in Acht nehmen, und immer auf dem herrlichen See bleiben und Entenkönig sein. — Nun wollte er nach dem See zurück fliegen, aber Cathrinchen rief ihn zurück und fragte ihn, ob er auch gut untertauchen könne? — Ei gewiß, sagte der Entenkönig, ich kann die Fischlein fangen wohl auf dem tiefsten Grund. — Da sagte ihm Cathrinchen von dem goldnen Schlüssel, der in dem See liegen solle, und ob er den wohl finden könne?

Der Entenkönig war gar froh, daß er ihm einen Dienst leisten konnte, und sagte, das sei nicht schwer, den Schlüssel zu finden, wenn er von Gold sei und noch seinen Glanz habe; er wolle alsbald alle Enten, die auf dem See schwimmen, aufbieten, daß sie untertauchen sollten und den Schlüssel suchen.

Da flog er fort über den See und schnatterte, und da kamen von allen Seiten wohl tausend Enten herbei; Cathrinchen aber ging mit seinem Hündchen bis an das Wasser und setzte sich dahin und wartete.

Es war Schade, daß es nicht sehen konnte, wie die Enten sich da versammelten, mitten auf dem See; es hörte nur, wie der Entenkönig von ihnen begrüßt wurde mit einem Geschnatter, das gar nicht enden wollte. Darauf hielt der Entenkönig eine Rede und gab den Befehl, nach dem Schlüssel zu suchen, und da tauchten alle Enten allerwärts unter in die Tiefe des Sees. Der Schlüssel aber mußte wohl tief liegen, denn es dauerte sehr lange, und bald kam hier, bald da eine Ente heraus, um Luft zu schöpfen, sie tauchten aber gar hurtig wieder hinab, denn der Entenkönig war oben geblieben und gab Acht, daß keine ihre Pflicht versäumte und zu lange über dem Wasser blieb.

Nun brachten sie auch gar mancherlei Glänzendes zum Vorschein, mancherlei Geschmeide, das vor Zeiten in den See gefallen war, als Ringe und Armbänder und herrliche Ketten und dergleichen. Das ließ der Entenkönig all an das Ufer bringen; endlich da tauchte auch eine schöne junge Ente auf,

die hatte den goldnen Schlüssel im Schnabel; sie konnte aber nicht unterlassen vor Freude zu schnattern, da fiel der Schlüssel wieder ins Wasser. Der Entenkönig war nahe dabei, und tauchte hurtig unter und schnappte ihn, ehe er noch die Tiefe erreichte. Und nun brachte er den Schlüssel an Cathrinchen und legte ihn in seinen Schooß. — Das Kind war voller Freuden und dankte dem Entenkönige, und hatte dabei Thränen in den Augen. Der Entenkönig aber sagte: brauchst nicht zu danken, brauchst nicht zu danken — hast gerettet mein Leben — möchte mehr Dir geben. Und er schenkte ihm alle die Geschmeide aus dem See, die da lagen, und schwamm dann über das Wasser fort.

Nun ging Cathrinchen wieder an den Wald, die Enten schnatterten hinter ihm, und es wandte sich noch einmal um und winkte ihnen; dann stand es still im Wald und rief: Bienchen, Bienchen, Deine Königin ruft Cathrinchen.

Da waren Bienen genug an den Blumen, die es hörten, und die flogen in aller Eile davon und riefen die Königin. — Cathrinchen dachte eben: ob mich wohl ein Bienchen gehört hat? Da summte die Königin schon um seinen Kopf herum und setzte sich in die Locke an seinem Ohr und sagte:

ich bin da, ich bin da! Da sagte Cathrinchen, daß es nun den Schlüssel habe, und nahm einen Faden und band den der Bienenkönigin um das Bein, so sanft es nur konnte, damit es das Beinchen nicht gar ausrupfen möchte; und nun setzte sich die Biene auf seine Schulter, und Cathrinchen ließ sich von dem Hündchen gradeswegs auf das Thor des Schlosses zuführen, vor welchem die zwei Riesen standen und mit ihren Keulen schlugen klipp klapp, klipp klapp.

Als sie nahe herankamen, fürchtete sich das Hündchen und wollte nicht weiter, aber Cathrinchen hielt den Schlüssel vor sich her in der Hand und ging getrost voran, und befahl dem Hündchen, nicht zurück zu bleiben. Und grade als es am Thor war, da hörten die Riesen auf mit ihren Keulen zu schlagen, und hielten sie drohend in der Luft, und sahen mit gar grimmigen Angesichtern auf das Kind.

Aber Cathrinchen hatte den rechten Schlüssel, und sie konnten ihm Nichts thun.

Es fand bald das Schlüsselloch, und der Schlüssel paßte genau und drehte sich fast von selbst um, und eben so öffnete sich das Thor wie von selbst, und Cathrinchen ging mit dem Hündchen und dem Bienchen hinein. Da kamen sie durch

einen großen Hof und dann an eine große Treppe, oben stand die Thüre offen, und da gingen sie in das Schloß hinein. Aber da sie in den großen Gang kamen, da waren lauter große Thierköpfe von Schlangen und Tigern und Bären und Krokodillen aus den Wänden hervorgestreckt, die fletschten die Zähne und sperrten den Rachen auf, als wollten sie das Kind verschlingen und erwürgen. Das Hündchen zitterte und bellte vor Angst, Cathrinchen aber konnte Nichts sehen und ging ohne Furcht und getrost grade hindurch. Da geschah ihm Nichts. — Wie sie aber im Schlosse die Marmortreppe hinauf steigen wollten, da schlugen auf einmal Flammen herab und das ganze Schloß stand in Brand. Da wollte das Hündchen wieder zurück springen, und die Bienenkönigin wäre wohl auch davon geflogen, wenn sie nicht an dem Faden festgesessen hätte. Aber Cathrinchen sah kein Feuer und stieg unbekümmert die Treppe hinauf, und als sie an das Feuer kam, da brannte es nicht und hörte auch alsobald auf, und nun war Alles still. Das Hündchen ging wieder voran; es sah, daß alle Thüren offen standen und ging in eine hinein. Da stand ein Mann mit einem langen Bart, der hatte eine Flasche in der Hand. Dann kamen sie in ein andres Ge-

mach, da standen und saßen Viele umher, die waren versteinert; darauf aber gelangten sie in einen großen Saal, in der Mitte stand ein gedeckter Tisch und wohl hundert Personen saßen daran, die waren alle versteinert, und das Essen war auch versteinert; die Bedienten standen hinter den Stühlen, mit Schüsseln in der Hand, und waren versteinert. Das Hündchen bellte, als es die Gesellschaft sah; Cathrinchen aber ging an Allem vorbei, da es Nichts sehen konnte. Und sie kamen wieder in ein andres Gemach, und da flog die Bienenkönigin in die Locke und sagte: der versteinerte Prinz, der versteinerte Prinz, und auf dem Tischlein dabei, die Töpfchen alle drei. — Nun war Cathrinchen voll Freude und Erwartung, und fühlte mit den Händen umher; da berührte es den Prinzen an der Schulter, und er zuckte davon, daß sie schnell die Hand zurückzog. Dann fand sie das Tischchen mit der Hand, und auf dem Tischchen die drei Töpfchen, die waren einander ganz gleich. Die Bienenkönigin aber flog darüber her und sah, welches die rothe, welches die blaue und welches die weiße Salbe enthielt.

Cathrinchen that die Hand an das eine Töpfchen, und dann an das andre, und dann an das dritte, und da fühlte

es, wie die Bienenkönigin sich auf seine Hand setzte. Da nahm es das Töpfchen, und die Bienenkönigin flog schnell auf die Locke und sagte: Das Töpflein Du hast, das rechte gefaßt, das drinnen ist weiß, dem lieben Gott gieb Ehr und Preis.

Da that Cathrinchen, wie die Biene gesagt, es drückte das Töpfchen an seine Brust und kniete nieder, und dankte dem lieben Gott, daß es nun sehend werden sollte. Darauf tupfte es mit dem Finger in das Töpfchen, — aber o weh — da war die Salbe versteinert. Da erschrak das arme Kind, aber alsobald dachte es, daß es ja nur mit dem Töpfchen von dem Schlosse wegzugehen brauche, dann werde die Versteinerung ja aufhören; darum machte es sich auf und ließ sich von dem Hündchen wieder durch die Gemächer zurück und die Treppe hinab führen. Wenn es aber noch etwas klüger gewesen wäre, so würde ihm eingefallen sein, daß die Salbe auch schon von seiner Berührung weich werden mußte. Und so war es. Denn als es unten auf dem Hofe war und wieder mit dem Finger hinein tupfte, da war die Salbe schon fast ganz weich; da setzte es sich auf die Treppe und wartete noch ein Weilchen, und dann war die Salbe ganz

fertig, und nun nahm es Etwas davon mit dem Finger und fuhr damit über die Augen, und es hatte sie kaum damit berührt, da war es, als ob ihm schwere dunkle Decken plötzlich herab sänken, da konnte es sehen, da kamen die Lichtstrahlen wie scharfe Pfeile in seine Augen; es erschrak durch und durch und zitterte, und das Töpfchen fiel ihm aus der Hand. — Es hielt sich die Augen wieder zu mit den Händen, denn es fürchtete sich vor dem Glanze des Tages und der Weite umher, und bald doch schaute es wieder auf voll großer Begierde und rief: o Wunder, o Wunder! Das ist die Herrlichkeit der Welt! —

Es wollte nach den Bäumen greifen, die ganz weit weg im Walde standen, und die es durch das offne Thor sehen konnte; es wich zurück, wenn es die Schloßmauer ansah, denn es war ihm, als wollte sie herab stürzen, und läge schon auf ihm. Als es aber empor sah und in den großen blauen Himmel hinauf, da konnte es kaum athmen vor Erstaunen und Schrecken, und da kam die Sonne hinter einer Wolke hervor, da zitterte es und fiel auf seine Kniee nieder und rief: Das ist der liebe Gott, das ist der liebe Gott! Und da betete es und konnte sich nicht fassen von dem An-

blicke der Macht und Herrlichkeit der Sonne, die doch nur ein Werk vom lieben Gott ist.

Endlich weckte es das Hündchen aus seinem Erstaunen, das sprang immerfort an dem Kinde hinauf und leckte seine Hand. Cathrinchen fürchtete sich vor ihm und kannte es nicht; da bellte das Hündchen, und Cathrinchen wußte seine Stimme und erkannte es. Da nahm es das Hündchen in seine Hände und rief: Wacker! Du bist mein liebes Wackerlein, und betrachtete es voller Freuden.

Cathrinchen hatte indessen gar nicht bemerkt, daß es überall in dem Schlosse in demselben Augenblicke, als es seine Augen mit der Salbe bestrich, lebendig geworden war. Das Kind hatte unbewußt die Bedingung des Zaubers gelöst, der seit viel hundert Jahren bestanden hatte, und Alles, was so lange versteinert gewesen war, das wurde wieder lebendig, Menschen und Thiere. Der versteinerte Prinz dehnte sich auf seinem Sessel und that einen langen Athemzug, und schlug die Augen auf, und dachte zuerst nicht anders, als daß er ein Weilchen geschlafen habe. In dem Saale aber, wo alle die Leute an der Tafel saßen, da fingen sie wieder an zu essen und zu trinken, als wenn Nichts dazwischen gekommen

wäre; die Köche liefen umher, die Diener trugen Schüsseln und Flaschen auf, die Gläser klangen und die Teller klapperten, und Alles sprach durcheinander und war in Freuden bei dem herrlichen Essen.

Da trat der Prinz in den Saal, dem war Alles wieder eingefallen und er sagte es den Andern, und sie standen Alle auf und umarmten ihn, und sie waren auch noch so steif in den Beinen und Armen, daß sie wohl merkten, daß sie versteinert gewesen waren.

Nun gingen sie miteinander hinaus, um das Kind zu finden, das sie errettet hatte.

Da lag Cathrinchen noch auf den Knieen und hatte sein Hündchen im Arme. Der Prinz nahm das Kind bei der Hand und hob es auf, und verbeugte sich vor ihm und küßte ihm die Hand, und dann erklärte er ihm Alles und dankte ihm mit Thränen in den Augen. Und so thaten alle Andern. Draußen vor dem Schlosse aber, da sprangen die Thiere lustig umher, die versteinert gewesen waren. Die Vögel, die wohl hundert Jahre da gesessen hatten, die schwangen sich in die Luft, die Schmetterlinge flogen von Blume zu Blume, die Heupferdchen machten große Sprünge und konnten es gar

nicht genug bekommen; die Eidechse lief über den Stein so hastig, daß sie den Goldkäfer umwarf, der sich eben gestreckt hatte, und nun auf dem Rücken lag und mit den Beinen zappelte. Die Bären aber machten ein erschreckliches Gebrüll und rannten in den Wald, und hinter ihnen drein die Rehe und Hirsche und Hasen.

Cathrinchen konnte gar nicht begreifen, daß es das Alles vollbracht haben sollte, und stand bescheiden da und wußte Nichts zu sagen, als der Prinz immer von Neuem sich mit den schönsten Worten bedankte.

Indem kam auf einmal durch das Thor das alte Bettelweib daher.

Das war aber dasselbe Weib, welches vor vierzehn Jahren Cathrinchens Mutter um ein Stück Brod gebeten hatte, und welches nachher bei Cathrinchen im Walde gewesen war. Und als es nun vor dem Kinde stand und es Alle ansahen, da fielen ihm auf einmal die Lumpen vom Leibe, und die langen grauen Haare wurden schön blond und sein Gesicht wurde weiß und jung und wunderschön, und die herrlichsten Kleider kamen zum Vorschein. Da riefen Alle: die Prinzessin! die Prinzessin! und es war die Prinzessin, wegen deren Stolz

die ganze Verzauberung geschehen war. Die hatte viel hundert Jahre als altes Bettelweib herum laufen müssen, und nun war sie gar nicht mehr stolz.

Der Prinz umarmte sie voll Freuden, denn es war seine Braut, und sie waren grade bei der Hochzeit gewesen. Und Alle hielten nun dafür, daß es am Besten sei, mit der Hochzeit fortzufahren, und da gingen sie wieder hinauf und setzten sich an den Tisch, und Cathrinchen kam obenan zu sitzen, zwischen Prinz und Prinzessin, und da feierten sie eine herrliche und lustige Hochzeit.

Als aber die Hochzeit vorbei war, da dachte Cathrinchen an Vater und Mutter, und sagte es der Prinzessin, und die Prinzessin freute sich über das gute Kind und sagte ihm, daß es bald wieder zu Hause sein solle, sie wisse den Weg recht gut.

Der Prinz ließ einen Wagen von lauter Gold anspannen mit vier Pferden, und schenkte ihn Cathrinchen mit sammt dem Kutscher, der in einem schönen rothen Rocke oben auf dem Bock saß, und zwei Bedienten, die eben so angezogen hinten drauf standen. Sie legten auch noch Gold und Geschmeide genug zum Geschenk in den Sitzkasten und alle Wagentaschen, und hoben dann Cathrinchen mit seinem Hündchen

in den Wagen, und dankten ihm noch einmal, so viel sie nur konnten, und dann knallte der Kutscher mit der Peitsche und trapp, trapp ging es auf und davon, daß der Wind sauste.

Cathrinchen sah noch einmal zurück, da standen sie Alle und winkten mit den Hüten und Servietten, und dann setzte es sich in die weichen Kissen und schaute gar neugierig nach allen Dingen hinaus, denen sie begegneten. Da kamen sie an dem See vorbei und Cathrinchen sagte Halt! zu dem Kutscher, und da ließ er die Pferde still stehen, und Cathrinchen betrachtete das herrliche, klare Wasser, und der Kutscher erklärte ihm, daß es der See wäre. Da lagen noch alle die Goldsachen und Geschmeide, welche die Enten herbei gebracht hatten, und Cathrinchen befahl den zwei Bedienten, Alles in den Wagen zu legen, um es seinem Vater mitzubringen. Und als sie bald darauf in den Wald kamen, da fanden sie auch alle die Perlen, welche die Ameisen gesammelt hatten, und die ließ Cathrinchen auch mitnehmen, als ein Geschenk für seine Mutter. Die Perlen waren aber so viel werth, daß eine einzige genug gewesen wäre, daß sie ihr ganzes Leben lang davon hätten leben können.

Der Kutscher knallte wieder lustig mit der Peitsche, und

die Pferde liefen über Stock und Stein mit dem Wind in die Wette. Wenn es so geht, dachte Cathrinchen, so werde ich wohl bald ankommen.

Seine Aeltern aber, die dachten nicht daran, daß ihr liebes Kind sobald ankommen würde. Seitdem die arme Mutter ihr Töchterchen im Walde bei dem Gewitter verloren hatte, war keine Freude mehr in dem Hause gewesen. Sie hatte in dem ganzen Walde gesucht und gesucht, und war endlich nach Hause gegangen und hatte es dem Vater gesagt, und der war noch in der Nacht wieder in den Wald gegangen und andern Tags halb todt vor Müdigkeit zurück gekommen.

Dann hatten sie bei einander gesessen und in Einemfort geseufzt und geweint: ach das arme blinde Kind, das arme blinde Cathrinchen — das muß nun hungern und elendiglich sterben, weil es sich gar nicht helfen kann.

Und so weinten sie und seufzten jeden Tag und fragten alle Menschen, ob sie Cathrinchen nicht gesehen hätten oder von ihm gehört, und ließen endlich auch eine Beschreibung des Kindes und seines Hündchens in alle Zeitungen setzen. Es war aber vergebens.

Nun war schon gar mancher Tag hingegangen, und sie

glaubten nicht anders, als daß ihr liebes Kind längst gestorben, vielleicht wohl gar von wilden Thieren gefressen sei.

Da saßen sie eines Abends unter dem Baume vor ihrem Häuschen, Hand in Hand, und trösteten sich einander, so gut sie konnten, und sahen zuweilen einander an, und wenn sie das thaten, liefen ihnen die dicken Thränen über die Backen.

Siehst Du wohl, sagte endlich der Mann, daß man an einem blinden Kinde nur Kummer und Leid hat?

Ach, sagte die Frau, wir haben es doch so lieb gehabt, und es hatte uns so lieb, und Liebe ist doch Freude genug, und ich meine doch, es wäre noch viel ärger, wenn wir es gar nimmer gehabt hätten.

Der Mann konnte nicht Nein dazu sagen und schüttelte nur mit dem Kopfe. Die Frau dachte aber nicht, indem sie so sprach, wie bald sie ihr Kind wieder haben sollte, ja daß es schon ganz nahe war. Das Wort war kaum von ihrem Munde, da hörten sie ein Peitschenknallen und ein großes Pferdegetrampel. Der Mann sah in seinem Schmerze gar nicht einmal darnach, aber die Frau war doch neugierig, obgleich sie am Weinen war, und stand auf, um besser sehen zu können. Da kam der herrliche Wagen daher, daß die

Kieselsteine davon flogen, und die Frau dachte, ei das müssen vornehme Leute sein, die in dem Wagen fahren, das ist wohl ein Prinz oder eine Prinzessin, oder es sind Engländer.

Indem lenkte der rothe Kutscher die Pferde nach dem Häuschen, und das Hündchen stand mit den Vorderpfoten auf dem Wagenschlag, und kannte das Haus und die zwei Traurigen, und bellte ihnen entgegen.

Wackerlein! Wackerlein! rief die Frau voller Verwunderung und Schrecken, und da sah der Mann auch auf, und da sahen sie Cathrinchen und erkannten sie, und riefen alle Beide: unser Kind! unser Kind!

Cathrinchen hatte sie mit den Augen nicht erkannt, und auch das Haus nicht, aber die Stimmen seiner lieben Aeltern erkannte es sogleich, und betrachtete ihre Angesichter und ihre Gestalten mit Freuden, und streckte ihnen die Hände entgegen. Da hielt der Wagen schon stille, und die Bedienten sprangen herab und machten die Thür auf, und hoben das Kind voll Ehrfurcht heraus. Da sprangen sie sich entgegen, die Aeltern und das Kind, und Cathrinchen rief gleich: ich kann sehen, ich kann sehen — und da wollte die Freude und das Lachen und das Umarmen und das Küssen gar kein Ende nehmen.

Nun hatten sie ihr verlornes Töchterchen wieder, und es war nicht mehr blind, und es erzählte ihnen Alles, und sie konnten es gar nicht genug hören und sich darüber verwundern.

Und dann gab es ihnen die Geschenke und Alles, was der Prinz in den Wagen gethan hatte, und da waren sie sehr reich.

Und nach einiger Zeit, da baute der Mann ein großes Haus, und einen Stall dabei für die vier Pferde, und neben dem Stalle drei Kammern, für den Kutscher und die Bedienten.

Und da lebten sie lange und in Freuden, und fuhren in dem Wagen, so oft ihnen die Lust dazu ankam.

Cathrinchen aber wurde bald größer und so schön, daß, was sie auch Schönes und Herrliches in der Welt gesehen hatte, seitdem sie ihre Blindheit verloren hatte, so konnte sie doch das Allerschönste nur dann sehen, wenn sie in den Spiegel sah.

Die Engelsharfe.

(Weihnachtmärchen.)

Es waren einmal zwei Schwestern, Rosa hieß die eine und Mari die andere, das waren zwei Zwillinge, die eine grade so groß und schön wie die andere und sie hatten gleiche blaue Augen und gleiche blonde Haare, und hatten auch immer gleiche Kleider an, weil es ihrer Mutter Freude machte, daß sie einander so ähnlich waren. Sie waren aber auch gleich gut von Herzen und immer gleich freundlich, und gar nicht stolz auf ihre Schönheit, die man doch nicht genug betrachten konnte. Sie hatten sich einander gar lieb, sie thaten was sie sich nur an den Augen absehen konnten und mochten am liebsten beieinander sein und zusammen spielen. Sie gingen auch immer Arm in Arm oder indem sie sich umschlungen hielten, was gar schön zu sehen war, so daß ordentlich die Leute stehen blieben und das allerliebste Pärchen betrachteten. Sie waren wie zwei Lilien, die zugleich ihre Knospen aus dem grünen Laub erheben, zugleich die weißen Häupter

in gleicher Schönheit entfalten und zusammenstehend, vor dem Hauche der Luft sich gleichmäßig neigen und heben.

Nun war einmal wieder die Weihnachtszeit nahe und da freuten sie sich recht darauf, den herrlichen Christbaum wieder zu sehen, und neue Spielsachen zu bekommen. Je näher die Zeit kam, desto mehr sprachen sie davon, und obgleich sie beide dasselbe davon wußten, so sagten sie es doch einander und hörten es gern. Die Mutter hatte eine stille Freude an ihrer Ungeduld und ließ sich nichts merken was für Herrlichkeiten das Christkindlein wohl bescheeren möchte. Sie waren aber schon so groß, daß sie wußten, wer eigentlich das bescheerende Christkindlein war, darum erwarteten sie nicht allzuviel, denn ihre Mutter war nicht reich und mußte sich mit den Kindern oft etwas kümmerlich behelfen, seitdem der Vater gestorben war: das machte aber der Mutter nicht viel Sorge, denn sie wußte, daß ihre Töchterchen mit geringen Gaben zufrieden sein und mehr Freude daran haben würden, als manches Grafenkind an allen seinen bunten Kostbarkeiten. Freilich hätte sie ihnen gern solche Kostbarkeiten bescheert, denn die Kinder waren ihre halbe Seele, und ihre Augen glänzten, wenn sie von den Leuten

gelobt wurden, oder wenn zu ihr gesagt wurde, was oft genug geschah, wie ihre Kinder, so fände man weit und breit keine mehr an Lieblichkeit und Schönheit: das that ihr wohl im Herzen und darum putzte sie auch ihre Kinder gern heraus, besonders wenn sie am Sonntag mit ihnen in die Kirche ging, und wenn sie auch in der Kirche recht emsig betete, so schaute sie doch zuweilen umher, ob auch die Leute nach ihren Kindern sähen und sie bewunderten. So prunkte sie mit ihren Lieblingen und konnte sich auch selbst nicht satt an ihnen sehen; sie hielt sie aber doch zu Fleiß und Frömmigkeit an wie es sich geziemt, und bewahrte sie vor allen Eitelkeiten und Untugenden.

Endlich waren nur noch acht Tage bis Weihnachten, und die gute Mutter war schon mit allen Geschenken fertig und hatte auch schon einen Christbaum heimlich in's Haus bringen lassen, und konnte selbst kaum den heiligen Abend erwarten, an welchem der Baum herrlich leuchten und mit schönen Sachen geschmückt sein sollte.

Die arme Mutter. — Ganz anders sollte es kommen, als sie gedacht hatte, dunkel und traurig. Denn gerade acht Tage vor Weihnachten wurde die kleine Mari in der Nacht

sehr krank. Sie konnte nicht schlafen und war so kalt und der Kopf that ihr so weh, und sie wälzte sich in ihrem Bette hin und her. Rosa wachte auf und hörte es, und da sagte Mari, daß sie Schmerzen habe und so kalt sei. Da legte sich Rosa zu ihr, um sie zu erwärmen, und als das nicht half, wollte sie die Mutter wecken, die im Nebenzimmer schlief. Das wollte Mari nicht haben, und so brachten sie die Nacht hin. Als es endlich anfing hell zu werden, und nicht besser wurde, da rief Rosa die Mutter. Sie kam und sah das Kind und daß es so bleich war und wurde voll Sorge. Nun verwandelte sich aber die Kälte in große Hitze. Mari fing an im Gesicht zu glühen, ihr Puls klopfte, und die Mutter sah, daß das Kind im Fieber lag. Da schickte sie nach dem Arzte, der kam und stand lange aufmerksam an dem Bette und fühlte den Puls. Er schüttelte bedenklich den Kopf, tröstete doch noch die Mutter und meinte, es könne wohl im Lauf des Tages wieder gut werden. Nun mußte das Kind Medizin nehmen, und Rosa saß den ganzen Tag an dem Bette und sah Mari in die trüben Augen, dachte aber noch nichts Schlimmes und die Mutter auch nicht. In der zweiten Nacht kam der böse Frost wieder und der Athem

wurde schwerer und das Kopfweh immer ärger. Der Arzt kam noch in der Nacht, und dann vielmal am Tage, und so ging es fort; und endlich am vierten Tage sah Rosa, wie die Mutter im Nebenzimmer weinte, nachdem sie heimlich mit dem Arzt gesprochen hatte. Da weinte Rosa auch, obgleich sie nicht dachte, ihre Schwester könnte sterben. Sie hatte ja den Tod noch nicht gesehen, da sie kaum geboren waren, als ihr Vater starb. Die Mutter ging nicht weg vom Bette und sah immer das schwer athmende Kind an, und Rosa saß neben ihr und sah immer fragend die Mutter an. Mari aber sprach so wunderlich, es hatte gar keinen Sinn, was sie sagte und wenn Rosa ihre Hand faßte, so fühlte sie es nicht, und sah die zwei Weinenden auch gar nicht an. Als es aber Abend war, strich sie sich mit der Hand über das Gesicht und wandte das Köpfchen und rief Rosa. Und dann sah sie auch die Mutter und streckte die Hand nach ihr und sagte: Wo war't ihr denn so lange, ich war ja ganz allein? — Wir waren immer bei Dir, sagte Rosa, und streichelte das blasse Gesichtchen. Wie geht es Dir, Mari? fragte die Mutter. — Mir ist wohl zu Muthe, sagte Mari, und morgen will ich wieder aufstehen und dann

sehen wir den Christbaum, nicht wahr? — Die Mutter faßte neue Hoffnung, als sie das Kind so reden hörte und sie legten es neu zurecht und es lächelte noch einmal freundlich die Schwester an und schlief ein.

Am Morgen aber wurde das Athmen leiser und leiser und die Mutter konnte den Puls kaum noch fühlen; und dann kam der erste Sonnenstrahl herein und küßte das bleiche Gesichtchen, und das Kind athmete noch einmal tief auf — und dann — dann regte es sich nicht mehr.

Die holde Mari war gestorben. Voll Schrecken neigte sich die Mutter und lauschte. Kein Athem war mehr da, kein Puls mehr. Mari — Mari! rief sie. Mari hörte die Stimme nicht, zum ersten Male nicht. Rosa hatte sich in ihren Kleidern auf ihr Bettchen gelegt, und sagte: Wecke sie nicht, Mutter, sie schläft. — Daß ich sie wecken könnte, sagte die Mutter, sie wird nimmer erwachen, Mari ist fortgegangen von uns, Mari ist todt. — Und sie weinte heftig. Rosa nahm die weiße Hand der Schwester und sah ihr in das regungslose Gesicht und es wurde ihr bange und ihre Thränen strömten hervor. Und so saßen sie und weinten miteinander den Tag. Und dann schmückten sie das todte

Kind und es kamen Bekannte und sahen es, wie es so schön war im Tode, mit dem Kranze von weißen Rosen und mit der Lilie in der Hand, und in dem weißen Kleide. Dann wurde der Sarg gebracht und sie legten Mari hinein, und so traf es sich, daß es grade am Tage des Christfestes war, als der Sarg geschlossen wurde und Männer in schwarzen Kleidern kamen und ihn forttrugen zu den Gräbern draußen. Da wurde Mari in ihr kleines Grab gelegt und es wurde zugeschaufelt und ein Kreuz darauf gesetzt mit ihrem Namen.

Rosa hatte am Fenster gestanden, als sie den Sarg forttrugen; sie konnte nicht mehr weinen, ihre Augen starrten der geliebten Schwester nach, ihr Gesicht war fast eben so bleich, wie das Todtengesichtchen, als man den Sarg über ihm zuschloß. Mari ist im Himmel, dachte sie und wiederholte es immer, damit nicht das Einschließen und das Begraben die Schrecken des Todes ihr unerträglich machten.

Der Tag verging und es war Christabend. In den Häusern wurden die Weihnachtsbäume angezündet. Eine Nachbarin ließ die Mutter fragen, ob sie das Bäumchen haben könne, das noch auf dem Hofe stand, sie brauche es

ja wohl nicht. Die Mutter ließ sie das Bäumchen nehmen. Rosa seufzte; nicht wegen des Christbaumes; aber sie dachte, daß grade die Stunde sei, welche sie so ungeduldig erwartet hatten. Diese Stunde war da; wie traurig war sie, wie blieb sie so dunkel. Rosa saß zu den Füßen der Mutter und hatte ihr Haupt auf ihren Schooß gelegt. Ohne sich aufzurichten, fragte sie: Nicht wahr, Mutter, Mari ist nicht ganz gestorben, sie ist ganz gewiß im Himmel? — Sie ist im Himmel, sagte die Mutter, und es ist sehr gut mit ihr; nur wir sind traurig. — Ich möchte gern bei ihr sein, sagte Rosa. Die Mutter aber sagte mit Schrecken und hob ihren Kopf auf: Sprich nicht so, Kind, Du brichst mir das Herz. Soll ich denn ganz allein bleiben? — Sie drückte das Kind an sich und weinte, Rosa aber küßte ihre Mutter voller Liebe und sagte: Ich will gern bei Dir bleiben, so lange Du lebst. — So lange Gott will, mein Kind, sagte die fromme Mutter. Ich will auch gern bei Dir bleiben, denn Du bedarfst meiner. Doch kann ich leicht sterben, denn wenn die im Grabe sind, die man heiß geliebt hat, dann ist Sterben leicht. —

Von den vielen Sorgen und dem Wachen die Nächte

durch, waren Beide sehr müde, und als andere Kinder in der Christfreude waren und jubelten, da suchte die arme Rosa schon ihr Lager auf. Die Mutter wollte, daß sie bei ihr schliefe, aber Rosa wollte da schlafen, wo sie es immer mit Mari gethan hatte. Ich fürchte mich nicht, sagte sie, Mari ist im Himmel. Und die Mutter ließ ihr ihren Willen.

Rosa konnte jedoch nicht einschlafen, obgleich sie sehr müde war. Das bleiche Gesichtchen ihrer Schwester war immer vor ihr, und sie dachte daran, wie sie so krank gewesen, und geächzt hatte und irrgeredet, und wie endlich die Männer mit ihr fortgegangen waren. Dann dachte sie auch daran, wie sie so fröhlich heute Abend ihre Weihnachtsfreude gehabt haben würden, wenn Mari bei ihnen geblieben wäre, und daß es nun wohl mit aller Weihnachtsfreude für immer vorbei sei, weil der schöne Kindertag für sie ein Trauertag geworden. Am meisten aber dachte sie, wie die Schwester in dem weißen Kleide und mit ihren Blumen jetzt in der Nacht da draußen liegen müsse, still und allein in dem kalten tiefen Grabe; so still und so allein! — bei dem Gedanken that ihr das Herz weh, und wohl dachte sie wieder, Mari ist im Himmel; aber das stille bleiche Bild in dem

öden Grabe, das kam ihr doch immer wieder vor Augen und erfüllte sie mit Schwermuth.

Auf einmal war ihr, als ob ein Schimmer in dem Zimmer sei. Sie schaute auf, da war es schwächer, dann wurde es wieder heller. Das Herz klopfte ihr, daß sie es hörte, und sie wagte nicht, sich zu bewegen. Es war ein stilles Licht, und siehe da, mitten darin stand auf einmal ihre Schwester, das Licht kam von ihr und umgab sie, ein heller strahlender Kreis. Rosa starrte die Erscheinung mit großen Augen an, sie wollte „Mari“ rufen, aber sie war nicht mächtig dazu. Es war nicht das Todtenkleid, welches Mari trug; es war ein glänzendes Festkleid mit Gold und Silber geziert und mit Blumen umgürtet. An der Brust trug sie eine große Rose, und einen Kranz von Rosen auf dem Haupte. Das liebliche Gesichtchen aber war von entzückender Schönheit und schaute so freundlich und liebevoll auf die Schwester, daß diese bald die Hand verlangend nach ihr aufzuheben vermochte. Mari aber hob zugleich ihre Hand auf, und winkte und sprach: Eile Dich, Rosa, es ist Zeit zum Weihnachtsfeste; ich darf Dich mitnehmen, weil Du hier keine Weihnachtsfreude gehabt hast. Geschwind stehe auf

und nimm diese Kleider, die ich für Dich mitgebracht habe. Sie deutete auf den Stuhl, da lagen solche Kleider, wie sie selbst anhatte. Wie schön bist Du, sagte Rosa, wie gern möchte ich mit Dir gehen. — So komm', sagte Mari, es ist Zeit, und wir gehen mit einander, wie wir immer gethan haben. — Rosa stand auf und nahm die Kleider; die legten sich wie von selbst ihr an, und da waren Beide wieder ganz einander gleich, nur daß Mari in Licht strahlte, Rosa aber nur ein wenig durch ihre Kleider. Mari nickte ihr freundlich zu und sagte: Nun komm', nun wollen wir schauen, was das Christkindlein uns beschеert hat. Damit ging sie voran, die Thüre war von selbst offen und auch die Hausthüre, Rosa ging hinterher, als sie aber draußen waren, da sah sie, daß Mari schon emporschwebte. Sie rief ihr nach: Mari, ich kann Dir ja nicht folgen, verlaß mich nicht. Mari kam wieder herab, und sagte, sie habe nicht daran gedacht, daß Rosa noch nicht schweben könne, und sie möge sie nur anfassen, wie sie sonst miteinander zu gehen gewohnt gewesen. Das that Rosa, sie legte ihren Arm auf die Schulter der Schwester und diese hielt sie mit ihrem Arm umschlungen und alsbald schwebten sie empor, schnell und

leicht, wie zwei weiße Wölkchen, die vom Winde getragen, frei daher fahren, wie die Strahlen zweier Sterne, die nebeneinander den unendlichen Raum der stillen Nacht durcheilen. Es war kalte Winterzeit, aber Rosa spürte keine Kälte, es war ihr wunderbar wohl zu Muthe in der Umarmung ihrer Schwester und wenn sie zwar zuerst etwas zaghaft war bei dem Emporschweben, so fühlte sie doch bald Behagen daran und sagte: O wie schön, wie schön ist das! Grade, wie ich oft geträumt habe; aber da war es nicht wahr, und jetzt ist es wahr.

Sie kamen in die Wolken hinein; es waren schwere Schneewolken, die sie ganz einhüllten. Aber schnell waren sie darüber und sahen den Sternenhimmel herrlich ausgebreitet und alle Erdenlichter waren verschwunden. Wir müssen eilen, sagte Mari, und sie stiegen empor wie Lichtstrahlen so schnell. Sieh, was ist das? fragte nach einer Weile Rosa, und deutete auf eine leuchtende Erscheinung. Indem kamen sie schon nahe daran vorbei und da sah sie, daß es eine glänzende Wolke war, auf welcher die Engel zusammen saßen. Sie hatten Harfen und spielten darauf und sangen, daß es hell und wunderbar den Raum durchklang. Und bald sahen sie eine andere Wolke, worauf wieder singende

Engel zusammen saßen, und dann eine dritte und noch viele andere, und auch große schimmernde Nebelstreifen, auf denen viel hundert Engel waren, die so herrlich spielten und sangen, wie es Rosa nie gehört hatte. Indem sie aber vorüberschwebten, nickten ihnen die Engel freundlich zu und Einer rief: Geschwind, ihr Kleinen, der Christbaum wird schon angezündet. In dieser Nacht, sagte Mari, als sie vorüber waren, fahren die Engel durch die ganze Welt und singen dem Christkindlein zu Ehren, und wo sie morgen früh eine erleuchtete Kirche sehen, da halten sie an in der Höhe darüber und singen mit den Menschen zusammen.

Nicht lange, so kamen sie dahin, wo die Sterne sind, und sie schwebten eine Weile zwischen den unzähligen strahlenden Himmelslichtern. Rosa sah, wie die Sterne sich feierlich bewegten, wie sie einander umwandelten, und, so viele ihrer waren, sich doch nie aneinander stießen. Jeder Stern aber erklang, indem er wandelte: es waren unzählige wunderbare Töne, alle verschieden und doch zueinander stimmend, so daß es eine herrliche Harmonie war. O wie lauschte da Rosa, und schaute die Sterne an und die glänzenden Kreise, in denen sie sich bewegten. Sie stiegen aber höher und höher,

und kamen über die Sterne hinaus und schwebten dann noch eine weite weite Strecke durch tiefes Dunkel; endlich sahen sie einen hellen Streifen vor sich und als sie dahin kamen, sagte Mari: Nun kannst Du auftreten, das ist der Weg zur Himmelspforte. Rosa that es, es war ein fester Weg von leuchtendem Krystall, und nicht lange wanderten sie darauf, so kamen sie an ein großes goldenes Thor, wohl so groß, wie sieben Häuser. Es stand ein Engel davor, der winkte gegen das Thor hin, als sie herankamen; da öffnete es sich von selbst und sie traten in den Himmel ein. Sie waren aber nur in den Hof gekommen, und sahen in einem großen Kreise noch viele solche Thore, über deren jedem etwas geschrieben stand. Mari führte Rosa auf das eine Thor zu, und diese sah, als sie näher kamen, daß: „Kinderhimmel“ darüber stand. Auch hier war ein Engel, der ihnen das Thor öffnete, und sie eilten in den Kinderhimmel hinein. Sogleich sahen sie grade vor sich in der Ferne einen wunderbaren Glanz und es ertönte eine Glocke von daher, wo der Glanz war. Es hätte eben angefangen zu läuten und es kamen viele Kinder daher gelaufen. Bald waren Rosa und Mari mitten unter ihnen. Sie waren alle wunderschön angezogen

und mit Blumen geziert und alle schauten voll Fröhlichkeit nach dem strahlenden Christbaum. Denn dieser war es, welcher solchen Glanz verbreitete, wie Rosa bald erkennen konnte, als sie etwas näher kamen. Immer mehr Kinder liefen herzu. Sie kamen in Schaaren von allen Seiten und sprangen und jubelten. Wie sie nahe an dem Christbaum waren, da sah Rosa, daß er wohl größer war, als wenn man hundert große Tannenbäume, wie sie auf der Erde wachsen, aufeinander stellte, und es waren weiße und gelbe, rothe und blaue Lichter darauf, ringsum auf den weitgestreckten Zweigen und hoch bis in die Spitze hinauf, viele tausende und tausende. Und es hingen Guirlanden von bunten Kleinodien in den Zweigen und Blumenkränze und Früchte von allen Arten und wie sie gar nicht auf der Erde gefunden werden, denn sie waren glänzend und durchsichtig, und auch silberne und goldene Glockenspiele hingen daran und Engelsharfen und tausenderlei Herrlichkeiten, die sich gar nicht alle beschreiben lassen. Von dem Baume her aber schwebte das Christkindlein mit zwei Engeln zur Seite, den Kindern entgegen und sah sie holdseelig an, und sie fielen alle nieder, da sie es sahen, und beteten. Das Christkind-

lein schwebte über ihnen und segnete sie mit der Hand, wovon sie alle eine unaussprechliche Freude empfanden, und dann verschwand es und es kamen viele große Engel unter dem Baume hervor und zu den Kindern und nahmen sie bei der Hand, um sie zu den Geschenken zu führen. In einem Kreise um den Baum her standen Tische, rund herum, und dahinter wieder ein Kreis von Tischen, und dahinter ein dritter, und so fort, daß man sie gar nicht zählen konnte. Die Tische sahen wie von Gold und Silber aus, und auf jedem Tische stand ein kleiner Weihnachtsbaum, und darum her lagen die schönsten Geschenke. Die wurden den Kindern bescheert. Jedes hatte seinen eigenen Tisch, die Namen standen angeschrieben und es wurde ihnen von den Engeln gezeigt, wo ihre Namen waren, daß sie nicht lange zu suchen brauchten. Ein Engel hatte auch die kleine Mari bei der Hand genommen, und weil sie erst vor wenig Tagen gestorben war, stand ihr Tisch in der letzten Reihe. Rosa hielt die Hand ihrer Schwester fest und ging mit; sie sah aber neugierig die schönen Geschenke an, an welchen sie vorüber kamen, und wie die Kinder in Freuden waren, die sie bescheert bekamen. Das waren gar herrliche Sachen. Auf

einem Tische sahe Rosa einen kleinen Wald mit Blumen und Früchten an den Bäumen, und in dem Walde liefen Hirsche und Rehe umher, ganz klein und niedlich, und die waren wirklich lebendig. Auch ein kleines Wasser war dabei, auf welchem ein paar Schwäne, nicht größer als ein paar Haselnüsse, stattlich umherschwammen, und bald mit den langen Hälsen untertauchten, bald wieder hervorkamen. Auf einem anderen Tische sah sie eine kleine Karosse mit vier Pferden herumfahren, Alles so klein, daß man's auf die Hand nehmen konnte, und der Kutscher und die Pferde waren lebendig. Aus einem kleinen Haus aber, welches dastand, sprang ein Hündchen hervor und bellte die Pferde an. Auch sah sie schöne Gärten auf den Tischen und Gärtner darin, die am Arbeiten waren oder Blumen pflückten, und dem Kinde, für das sie bestimmt waren, ein Sträuschen entgegen brachten, indem es an den Tisch trat. Ein Kind bekam eine Kirche, die war von Innen erleuchtet, und es kam eine Prozession heraus und ging auf dem Tische herum und man konnte deutlich das Singen hören. Auch Springbrunnen waren da, und goldene Aepfel tanzten oben auf den Wasserstrahlen, und auch Reiter sprengten umher, und es waren

Wiesen da, auf welchen Heerden weideten mit Hirten dabei, und Alles bewegte sich. Es versteht sich, daß jedes Mädchen eine Puppe bekam, und die Puppen waren lebendig, sie konnten sich verneigen und tanzen, lachen und singen, und sie versteckten sich hinter den andern Sachen, und ließen sich von den Kindern suchen. Ein allerliebstes Püppchen, so groß wie eine Hand, das saß am Spinnrocken und drehte mit den kleinen Händchen gar zierlich den Faden, und das elfenbeinerne Rädchen war am Schnurren. Auf demselben Tische war auch ein kleines Kätzchen, das saß auf der Lauer, und es kam ein Mäuschen und das Kätzchen sprang darnach; es that ihm aber nichts, denn im Himmel darf nichts Böses geschehen und das Mäuschen war auch nicht bange, sondern spielte nur mit dem Kätzchen. Noch gar mancherlei sah Rosa im Vorübergehen und das Herz lachte ihr bei all' den schönen Sachen, die da aufgebaut waren. Endlich kamen sie an den Tisch, der für Mari bestimmt war. Da sahen sie schon von Weitem mitten darauf ein Häuschen, das war grade wie das Haus, in welchem sie auf der Erde mit Rosa und der Mutter gewohnt hatte, und vor dem Hause war ein Gärtchen, grade so eingerichtet, wie der Garten auf der Erde.

Zwei niedliche Püppchen sahen zum Fenster heraus, und winkten Willkommen, und liefen die Treppe in dem Hause herab und kamen unten zur Thür heraus und durch das Gärtchen bis an den Rand des Tisches; da verneigten sie sich vor Mari, und die Eine sagte: Wir freuen uns, Dir zu gehören, und daß Du mit uns spielen wirst; wir wollen Dir immer gehorsam sein. Da lachte Mari vor Freuden, und ließ sie hin und her spazieren und auch vor Rosa sich verneigen. Sie sahen durch das Fenster in das Häuschen hinein, da war Alles darin, wie in dem Hause auf der Erde. In dem Gärtchen standen viele Blumen, die öffneten auf einmal ihre Knospen und verbreiteten süßen Duft. Zur Seite war ein Wasser, und ein kleines Schiffchen darauf; dahin gingen die Püppchen und setzten sich in das Schiffchen und machten eine Lustfahrt. Auch ein Brunnen war da, und die Magd kam aus dem Hause mit einem Eimer, der nicht größer war als ein Fingerhut, und holte Wasser. Man sah auch, daß in dem Häuschen Feuer auf dem Heerde war, denn es kam Rauch aus dem Schornstein. Auf dem Tische lag auch ein schönes großes Buch, darin waren alle Himmel beschrieben mit Bildern dabei, und alle Lieder standen darin,

welche die Engel singen. Die mußte Mari lernen. Dabei stand eine silberne Harfe auf dem Tische und der Engel gab sie Mari in die Hand, und da konnte sie spielen und das klang so schön, daß viele Kinder und Engel herbeikamen und zuhörten. Denn wenn im Himmel die Seelen spielen und singen, so klingt es ganz darnach, wie sie in ihrem Herzen sind, bei jeder anders, nach ihrer Lieblichkeit und Unschuld. Darum singen und spielen die Engel am schönsten, nach den Engeln die Heiligen, nach den Heiligen aber die Kinder. Und weil so jedes Kind seine eigene Melodie hat nach seiner Beschaffenheit, so war Mari's Spiel noch nicht gehört worden und darum kamen die Kinder herbei. Nachher betrachteten Mari und Rosa noch die andern Sachen, mit denen der Tisch bedeckt war und die sich gar nicht alle beschreiben lassen. Mari nahm eine nach der andern in die Hand und zeigte sie Rosa. Es war eine schöne Perlenschnur dabei, die legte der Engel Mari um den Hals, und sagte, daß es die Thränen seien, welche ihre Mutter und Schwester bei ihrem Tode geweint hätten, und die müßte sie immer tragen, damit sie in den Freuden des Himmels die Lieben nicht vergesse, die noch ungestorben seien. Mari küßte die Perlen

und streichelte Rosa und sagte: Nun siehst Du, wie gut es mir geht, und Du brauchst nicht mehr zu weinen. O könnt' ich bei Dir bleiben, sagte Rosa, und wäre nur auch die Mutter hier. Der Engel hob den Finger auf und sagte: Das Leben dort unten ist schnell dahin, bleibe fromm, mein Kind, und es wird Dir der Anfang des Himmels sein. Nun aber kommt unter den Weihnachtsbaum. — Darf ich meiner Schwester Nichts schenken von meinen Weihnachtssachen? fragte Mari. — Das darfst Du wohl, sagte der Engel, sie mag wählen, was ihr am besten gefällt. — Da freute sich Mari, und zeigte auf die Sachen und fragte: Willst Du dies? willst Du das? wähle das Schönste, Rosa. Rosa schlug die Augen nieder und sagte schüchtern, denn es schien ihr, als wenn sie unbescheiden wäre, am liebsten möchte sie wohl die Harfe haben. Nimm sie, sagte der Engel, Mari kann eine andere vom Christbaum bekommen. Sie nahm die Harfe, die war ganz leicht, und Mari pflückte auch noch eine Rose ab, die in dem Gärtchen stand, und sagte: Weil Du Rosa heißest, mußt Du auch eine Rose haben; und sie schmückte ihr Haar damit.

Darauf gingen sie mit allen Kindern unter den Weih-

nachtsbaum, und da setzten sie sich zusammen und erzählten einander, was sie bekommen hatten, das war ein großes Geplauder. Dann spielten sie fröhliche Spiele und tanzten um den Baum herum, bis sie endlich schläfrig wurden und die Engel sagten, daß es Zeit sei. Da gingen die Kinder fort in ihre Wohnungen. Mari sagte zu Rosa: Nun komm geschwind, nun will ich Dich ein Weilchen begleiten und mit Dir schweben, dann kannst Du allein hinabschweben und es wird Dir Nichts geschehen. Sie gingen wieder zu den goldenen Thoren hinaus und kamen auf die Krystallstraße und sprangen in's Dunkel hinab, wo sie aufhörte und schwebten der Erde zu. Mari ließ Rosa los; da schwebte Rosa allein. Nicht wahr, Du kannst es, sagte Mari, und Du fürchtest Dich nicht? — Rosa war wohl ein wenig furchtsam, doch mochte sie es nicht sagen. Mari umarmte und küßte sie noch einmal und sagte, sie möge auch die Mutter grüßen, es sei nun Zeit, zum Himmel zurückzukehren. Damit schwebte sie in die Höhe und war bald verschwunden. Rosa drückte die Harfe an sich und dachte: Ich will mich nicht fürchten. Sie kam auch glücklich an den Sternen vorbei; dann aber, in der finsteren Nacht, wurde ihr doch etwas bang zu Muthe, als

sie daran dachte, über welcher Tiefe sie schwebte. Indem kam es ihr auch vor, als ob sie immer geschwinder hinabsinke und ihr Herz fing heftig an zu klopfen. Mari — Mari! rief sie, aber Mari war schon wieder im Himmel. Nun sank sie noch geschwinder hinab, weil ihr Vertrauen kleiner wurde. Endlich aber fiel sie so schnell in die Tiefe, daß sie voll Schrecken war, ja sie schwebte nicht mehr, sie stürzte hinab und schrie laut und verlor die Besinnung.

Es konnte nicht lang gedauert haben, als sie wieder zu sich kam. Sie schlug die Augen auf, es war noch dunkle Nacht; sie fühlte um sich; sie war in ihrem Bette, und es war ihr, als ob sie so eben erst ihren eigenen Angstruf gehört hätte. Sie besann sich auf Alles; sie wußte Alles ganz genau; sie konnte sich kaum denken, daß es nur ein Traum gewesen sein sollte, und doch zweifelte sie nicht daran, nachdem sie ganz wach geworden. Sie richtete sich auf und dachte nach und sagte für sich: Wie schade! daß es nur ein Traum war; wie deutlich habe ich Mari gesehen und die Kinder, wie deutlich fühlte ich, daß ich emporschwebte und nachher in die dunkle Tiefe hinabfiel. Hu! das war schauerlich. Aber Mari war schön, und die Kinder, und der

Weihnachtsbaum, und das Christkindlein —; es war ein herrlicher Traum und Alles will ich morgen der Mutter erzählen. Damit beruhigte sie sich und legte sich wieder hin und dachte: O Mari, möchte es wahr sein, daß Du in solchen Freuden bist, als ich gesehen habe. Ja — Mari ist im Himmel — im Himmel —; und damit schlief sie wieder ein.

Es war schon lange Tag, da rief ihre Mutter: Rosa! willst Du denn heute gar nicht wach werden? Da schlug sie die Augen auf; ihre Mutter kam an's Bett und Rosa faßte ihre Hände und sagte: O Mutter, ich habe so schön geträumt, ich habe von Mari geträumt. Nun, sagte die Mutter — das mußt Du mir erzählen. Aber sieh, was steht dort an der Wand so glänzend und schön? wie kömmt denn die Harfe in Dein Zimmer, mein Kind? Rosa sah sich um, da stand ihre silberne Harfe. Da erschrak sie bis in's Herz und war voll Erstaunen. Es war dieselbe Harfe, die sie von Mari bekommen hatte. Sie konnte zuerst nicht sprechen, sie kniete in ihrem Bette und faltete die Hände und sagte dann mit Thränen: Ich danke dir, lieb Christkindlein, du hast mir die schöne Harfe gegeben, und ich bin im Himmel gewesen und ich habe dich gesehen, und habe

Mari gesehen; und laß mich auch in deine Freuden kommen, wie mein lieb Schwesterlein darin ist.

Die Mutter wußte nicht, was sie sagen sollte; aber Rosa erzählte ihr nun Alles von Anfang an, und da war auch die Mutter voll Erstaunen und nahm ihr Kind in die Arme und küßte es und sagte: Wir können wohl getröstet sein um unsere Mari. — Sie betrachtete die Harfe, die wirklich ganz von Silber war, und es waren goldene Zierrathen daran und Edelsteine von allen Farben; doch ließ sie sich ganz leicht aufheben. Eine so schöne Harfe, sagte die Mutter, habe ich auf der Welt noch nicht gesehen. Sie berührte die Saiten, aber sie konnte nicht spielen und nicht einmal einen Ton hervorbringen. Ich muß spielen lernen, sagte Rosa, o ich muß so spielen können, wie es Mari im Himmel gethan hat. Die Mutter versprach, einen Lehrer kommen zu lassen. Rosa stand auf und that ihre Kleider an, es waren ihre alten Kleider; als sie aber das letzte Stück aufnahm, da lag auch die Rose auf dem Stuhle, welche ihr Mari gegeben hatte, und sie rief ihre Mutter und zeigte ihr die Himmelsblume. Ganz aus Edelsteinen bestand sie, rothen und grünen, und duftete doch wie eine natürliche

Rose, und es kam ihnen vor, als ob sie von Glanz umgeben sei. Die mußt Du wohl bewahren, sagte die Mutter, ich will sie gleich in Deinen Schrank legen und der muß immer verschlossen sein. Rosa versuchte auch, auf der Harfe zu spielen, aber es war, als wäre gar kein Klang in den Saiten, und sie verlangte sehr, daß ein Meister kommen möchte, sie zu unterrichten.

Nun war auch ein berühmter Meister in der Stadt und die Mutter ließ ihn noch desselbigen Tages kommen. Er bewunderte die Harfe, und wendete sie hin und her und fragte, welcher Künstler sie gemacht habe? — Die Mutter sagte, daß wisse sie nicht, sie sei ihrer Tochter zum Geschenk gemacht worden. Der Meister schüttelte den Kopf, es waren viel mehr Saiten auf der Harfe, als auf der seinigen, und er wußte nicht, was er davon denken sollte. Er wollte spielen, aber er konnte es nicht, er verstand die Stimmung des Instrumentes nicht und sagte, daß er so eine Harfe noch nicht gesehen habe; es seien auch keine Schrauben daran, um den Saiten die rechte Spannung zu geben, und es seien auch gar keine ordentlichen Saiten, sondern nur Goldfäden. Er meinte daher, es könne gar nicht auf der Harfe gespielt

werden. Aber Rosa sagte ihm, sie habe gehört, wie gar herrlich darauf gespielt worden sei. Dessen wunderte er sich sehr, und versuchte es noch einmal, aber die Saiten wollten von seinen Händen nicht klingen, und weil er sich für den besten Meister hielt, ward er unmuthig. Es mag ihm auch wohl deswegen so geworden sein, weil er eitel war auf seine Meisterschaft und ein böses Herz hatte. Die schöne Kunst auf der Harfe zu spielen, hatte er nur angewendet zu Lust und Uebermuth und hatte keine Freude an lieblichen und frommen Liedern. Endlich ließ er die Harfe stehn als ein unnützes Werkzeug, und sagte, wenn Rosa das Spiel lernen wolle, so müsse sie sich eine andere Harfe verschaffen, und damit ging er fort.

Es wurde auch noch mit einem andern Meister versucht, der konnte aber die Silberharfe auch nicht zum Klingen bringen, und so mußte sie stehen bleiben und Rosa ergab sich darin, sie nur als ein Andenken an das Christfest im Himmel zu betrachten, und sie wurde in den Schrank gestellt, in welchem die Rose bewahrt wurde.

Als aber das heilige Osterfest kam, der Tag, an welchem der Herr erstanden ist, da wurden in der Nacht im

Himmel alle Harfen gespielt, und die Töne drangen herab und weckten die Saiten der Engelsharfe. Rosa erwachte und hörte es, es war eine leise wunderbare Melodie, die aus dem Schranke hervorklang, so wie sie es im Himmel gehört hatte. Sie stand auf und ging an den Schrank und sah die Saiten der Harfe zittern. Sie dachte daran, daß der geheiligte Tag angebrochen war, und daß nun ihre Schwester lieblich geschmückt unter den Engeln stehe und mit ihnen spiele und singe. Des Festes wegen wollte sie sich auch schmücken und nahm die Rose und that sie in ihr Haar, und kaum war es geschehen, so wußte sie, daß sie spielen könne; sie nahm die Harfe und ihre Hände schlugen in die Saiten, wunderbar erklangen sie, und sie fing an dazu zu singen, denn sie wußte auch die Lieder wieder, welche Mari im Himmel und die Engel, an denen sie vorübergeschwebt waren, gesungen hatten. Sie hatte nicht singen gelernt, und sang doch mit helltönender herrlicher Stimme und die Töne durchdrangen das ganze Haus. Die Mutter erwachte davon, und kam herbei und sah das Kind dastehen, einem Engel gleich und sah sein Haupt und seine Hände leuchten. Wie bezaubert stand sie und hörte das Spiel und den Gesang und war entzückt davon.

Als Rosa das Lied geendigt hatte, that sie die Rose und die Harfe weg und sagte: Nun weiß ich Alles, Mutter; wenn ich die Rose an mir habe und wenn ein heiliger Tag ist, dann kann ich spielen und singen. — Noch oftmals an demselben Tage spielte sie und sang dazu. Hatte sie die Rose nicht an sich, so wußte sie das Spiel nicht; hatte sie aber die Rose im Haar, dann leuchtete ihr Gesicht und sie wußte das Spiel. Die Leute, die noch in dem Hause und in der Nachbarschaft wohnten, hörten die wunderbaren Töne und kamen herbei und die Mutter ließ sie herein. Alle erstaunten über das Kind, und der schöne Gesang und die Harfenklänge drangen ihnen in's Herz, daß sie beteten. Sie sagten bald Anderen, was sie gesehen und gehört hatten, und es verbreitete sich die Rede davon. An den folgenden Tagen kamen Viele, die auch das Kind hören wollten, aber Rosa spielte nicht und wartete bis zum Sonntag. Da nahm sie die Rose wieder und die Harfe und spielte und sang dazu, und es kamen viele Menschen in's Haus und hörten zu und wurden in ihren Herzen wunderbar bewegt. Sie sahen auch das Leuchten um des Kindes Haupt, das von der Rose kam, und hielten Alles für ein Wunder, verehrten

das Kind und fühlten große Frömmigkeit und beteten. Nun wurde noch mehr davon gesprochen und es entstand eine Aufregung in der Stadt. Viele wollten nicht an die Wunderkraft des Gesanges glauben und stritten gegen die Anderen, die bereit waren, viel mehr zu glauben, als wirklich geschehen war. Rosa saß zu Hause bei ihrer Mutter und kümmerte sich um Nichts, bis wieder Sonntag war; da ließ sie die Leute herein, welche hören wollten, und erbaute sie mit Spiel und Gesang, daß sie Alle gebessert und voll Frömmigkeit wieder weggingen und gar keine irdische Musik mehr hören mochten.

Da nun der Ruf des Kindes allgemein geworden war, so kamen endlich Abgesandte von der Obrigkeit der Stadt und baten die Mutter, am Pfingstfeste in der großen Kirche der Stadt ihre Tochter singen zu lassen. Das wollte Rosa gern thun; sie sagte zu ihrer Mutter: Der Engel hätte mir wohl nicht erlaubt, die Harfe mitzunehmen, wenn er nicht gewußt hätte, daß ich die Menschen damit erbauen würde, und darum muß ich es auch thun. — Also ging sie am Pfingsttage mit ihrer Harfe in die Kirche und es kamen wohl tausend Menschen hinein, sie zu hören, ja sie kamen

schon aus andern Städten, zu welchen der Ruf von ihr gedrungen war. Herrlich ertönte die Harfe in der Kirche, daß alle Herzen erzitterten. Als aber Rosa dann auch zu singen anfing und der helle Wunderton ihrer Stimme dahinschwebte und wiederklang von dem hohen Kirchengewölbe, da fielen Alle nieder auf ihre Kniee und beteten und fühlten ein frommes Entzücken und glaubten nicht anders, als das Kind müsse ein Engel vom Himmel sein. Als Rosa nachher mit ihrer Mutter wieder fort ging, da begleitete sie die ganze Gemeinde still und feierlich, bis sie in's Haus gegangen waren, und Viele standen noch lange vor dem Hause, ob sie Rosa noch einmal am Fenster sehen könnten.

Seit der Zeit sang Rosa alle Sonntage in der Kirche und der Andrang der Menschen wurde immer größer. In dem ganzen Lande sprach man von dem Wunderkinde mit der Engelsharfe, und viele Tausende machten eine Wallfahrt nach der Stadt, in welcher Rosa war. So kamen sie jeden Sonntag in großen Prozessionen von allen Seiten herbei. Die Kirche war viel zu klein für sie Alle, sie standen rund um dieselbe herum; die Harfe aber und den Gesang konnte man überall hören, überall spürte man dieselbe wunderbare

Wirkung. Man sah da Solche, die lustig gelebt hatten und gar nicht mehr in die Kirche gegangen waren; die schlugen an ihre Brust und erschraken über sich selbst und wurden demüthig und fromm. Andere, die schwere Sünden gethan hatten und doch verstockt geblieben waren, begannen zu weinen und sich selbst anzuklagen. Auch sah man Gebrechliche und Kranke, die spürten neue Kräfte, wenn sie die Musik gehört hatten, ja Manche wurden schon am zweiten oder dritten Sonntage gesund. Als dieses bekannt wurde, da sah man bald große Züge von Preßhaften aller Art, von Aussätzigen, Lahmen und Blinden in die Stadt einziehen, zu Fuß und zu Wagen. Aber auch der Gesunden kamen immer mehr, wenn man von Gesunden reden kann, denn wenn sie auch am Leibe gesund genug sein mochten, so hatte doch Jeder seinen Fehler an der Seele; die Harfenklänge waren aber auch für inneres Leid und Unfrieden das rechte Mittel, weil sie zur Demuth und Frömmigkeit erweckten. Auch Vornehme kamen weit her, ja selbst Fürsten und Prinzen waren dabei, und von wunderbarem Antriebe bewegt, fielen sie eben so auf die Kniee nieder, wie die Geringsten des Volks, so-

bald Rosa in die goldenen Saiten schlug und ihre Stimme ertönen ließ.

Es war an dem Tage vor Mariä Himmelfahrt, da kamen so viele Menschen, daß sie in der Stadt gar nicht Alle unterkommen konnten. In vielen Wagen sah man Kranke und Gebrechliche daherfahren, und Krüppel hinkten heran mit ihren Krücken, und Prozessionen kamen mit Fahnen und Heiligenbildern. Man sah auch stolze Karossen und Herren und Damen darin, und um die Stadt her wurden Zelte aufgeschlagen, in denen lagerten diejenigen, die in der Stadt keinen Platz mehr finden konnten. Als der Tag des Festes anbrach, drängten sich Alle zur Kirche; es war in den Straßen wie ein hinwallendes Meer. Alle waren in frommer Erwartung, man hörte kein Geschrei und es war keine Unordnung. Rosa war schon in der Nacht mit ihrer Mutter in die Kirche gegangen, weil sie nicht wollte, daß die Menschen ihr Ehren erwiesen, wenn sie an ihnen vorüber ginge, wie sie schon einmal gethan hatten, und auch wenn der Gottesdienst geendet war, blieb sie stets in der Kirche, bis es Abend wurde, seitdem die Menge sie einmal nach Hause begleitet hatte. Denn sie meinte, daß

alle Ehren nur dem Christkindlein gebührten, welches ihr die Harfe bescheert hatte, und so blieb sie selbst demüthig in ihrem Herzen, und so viele Menschen zusammen kamen, so war doch Keiner unter ihnen so voll Frömmigkeit und so reinen Herzens als sie selbst.

Als sie nun an dem Festtage ihr Spiel begann, da war es in der Kirche und um dieselbe her so still wie in einem einsamen Thale, wenn am Abend kein Lüftchen sich bewegt, kein Blatt hin und her schwankt. Die große Versammlung des Volkes lag auf den Knieen und lauschte den himmlischen Klängen und alle Augen waren zum Himmel gerichtet, voll Andacht und Dank. Nur ein Einziger war unter den Tausenden, dessen Augen glänzten nicht von Freude, sondern unheimlich von bösem Neid, und die Töne, welche Allen so wohl gefielen, waren für sein Ohr wie ätzendes Gift und erweckten seine Seele nicht zum Gebet, sondern verfinsterten sie. Das war der Meister, der Rosa im Harfenspiel hatte unterrichten sollen. Seitdem das Kind zu spielen verstand, hatte man seiner vergessen und seine Harfe stand verlassen. Als er zuerst von dem Wunderspiel gehört, da hatte er gelacht und nicht daran geglaubt und

hatte gesagt, die Harfe habe er gesehen, sie sei nur zur Schau von einem Goldschmied gearbeitet, der sich auf Musik nicht verstanden habe, und es könne gar nicht darauf gespielt werden. — Als aber immer mehr davon gesagt wurde, da mußte er endlich wohl daran glauben, und er wurde voll Neid, daß dem Kinde gelingen sollte, was er nicht konnte, der doch ein Meister war und von Jugend auf gelernt hatte. Er wollte Rosa's Spiel gar nicht hören, er verschloß sich zornig in seinem Hause und dachte, die Menschen seien Thoren, daß sie sich so herbeidrängten, und gar weit herkämen, um ein so schlechtes Spiel anzuhören. Endlich konnte er seine Neugierde doch nicht mehr bezwingen und am Himmelfahrtstage begab er sich heimlich schon am frühen Morgen in die Kirche und stellte sich hinter eine Säule. Der Gottesdienst begann, und bei dem Sanctus war eine tiefe Stille und da berührte Rosa die goldenen Saiten und erhob ihre Stimme. Er hörte die himmlischen Töne, er wandte sich um und starrte das Kind an, welches oben bei der Orgel stand. Er hatte solche Musik noch nie gehört, und grade, daß sie so schön war und so unwiderstehlich, das war Gift seinem Herzen, und er wurde immer ingrimmiger, je länger

das Spiel dauerte. Endlich konnte er es nicht mehr aushalten; er ging trotzigen Schrittes zur Kirche hinaus, so daß Alle auf ihn sahen und vor seinem Anblick erschraken. Er achtete dessen nicht, er ging in sein Haus und ergriff voll blinder Wuth seine Harfe und zerschlug sie und sagte zu sich selbst: O daß ich die Silberharfe ebenso zerschlagen könnte und das Hexenkind dazu. Denn nichts anderes ist es, als ein Hexenkind, und es hat mir durch seine Zauberkunst alle Freuden meines Lebens verdorben. — Und er setzte sich hin mit bösen Gedanken und saß den ganzen Tag und auch die Nacht, denn er hätte doch nicht schlafen können.

Es war Mitternacht, und er saß noch immer da. Der Mond schien in das Zimmer. Auf einmal sah er eine dunkle Gestalt. Er war voll Schrecken. Die Gestalt aber kam ihm näher und sprach: Fürchte Dich nicht, ich komme, um Dir zu helfen. — Solche Worte hörte er mit Freuden: Wer Du auch sein magst, sagte er, wenn Du mir helfen kannst, sollst Du mir willkommen sein. — Wenn Du mein sein willst, sagte der böse Geist, so will ich Dir ein Instrument geben, das soll noch viel herrlicher klingen, als die Silberharfe, und alle Menschen werden herbeikommen, es zu hören.

— Der Meister konnte nicht widerstehen; es schwellte sein böses Herz mit Stolz, daß er mit seinem Spiel über die Engelsharfe triumphiren sollte. Zwar hätte er lieber selbst die Harfe gehabt und das Spiel verstanden; aber der Geist sagte, daß er ihm die Harfe nicht verschaffen könne, weil er keine Kraft habe in ihrer Nähe, und daß er selbst auch die Kunst nicht wisse, darauf zu spielen. Der Meister begehrte daher das versprochene Instrument, der Geist jedoch zeigte ihm ein Papier und sagte, das müsse er erst unterschreiben. Er mußte sich die Hand ritzen und unterschrieb mit seinem Blute. Da lachte der böse Geist, daß es durch das Haus schallte und nahm das Papier, und alsdann langte er eine Fidel hervor, die war ganz schwarz, und die gab er ihm und machte dann einen Sprung zum Fenster hinaus und war verschwunden. Dem Meister war schauerlich zu Muthe; er blieb noch lange sitzen und die Fidel lag vor ihm. Endlich wurde es Tag und er betrachtete das Instrument und zweifelte, ob er wohl im Stande sein möge, so schön darauf zu spielen, wie der Geist versprochen hatte, denn er hatte nicht gelernt auf der Fidel zu spielen. Er setzte sie endlich an und nahm den Bogen in die Hand, der dabei lag.

Alsbald fühlte er, daß er der Kunst mächtig sei, und strich über die Saiten. Da kamen Töne hervor, scharf und wunderlich, ganz andere, als die Töne der Silberharfe, aber von großer Gewalt und es war ihm, als ob Alles in dem Zimmer anfinge mitzuklingen und sich im Takt zu bewegen, und ihm selbst lachte das Herz und seine Augen glänzten. Er konnte nicht aufhören auf der Fidel zu spielen und strich immer kräftiger mit dem Bogen über die Saiten, und davon erklangen sie wild und es war ein Gewirre von Tönen und so gewaltig, daß die Mauern davon zitterten und die Fenster klirrten. Auf der Straße waren schon einige Menschen, obgleich es so früh war; sie blieben vor dem Hause stehen und hörten zu, und wurden gar lustig von dem Spiel und meinten, daß sie noch nie so schöne Musik gehört hätten, und sie schrieen vor Lust und tanzten miteinander. Der Meister sah es, und öffnete das Fenster und spielte was er konnte. Es kamen immer mehr Menschen herbei, Männer, Weiber und Kinder; man hörte die Töne in der ganzen Stadt; es wurde ein großer Jubel und war Springen und Tanzen überall und dauerte den ganzen Tag, und einen so lustigen Tag hatte man in der Stadt noch gar nicht erlebt.

Es waren noch viele Fremde da, die tanzten und jubilirten mit den Andern, und als der Meister am Abend aufhörte, weil seine Arme müde geworden waren, da zogen die bezauberten Menschen in der Stadt herum und schrieen und tobten noch bis in die tiefe Nacht, und tranken Wein, bis sie Alle betrunken waren. Der Meister blieb allein und küßte seine Fidel und hätte sie wohl nicht für zehn Silberharfen hergegeben. In der Nacht aber hatte er einen bösen Traum, denn es war ihm, als hörte er die Harfe und die Töne preßten ihm das Herz zusammen, und als er auf seiner Fidel spielen wollte, damit man die milderen Klänge der Harfe nicht mehr hören könne, da brachte er nur abscheuliche Mißtöne hervor, daß er sie selbst nicht hören mochte, und wider Willen mußte er den Harfenklängen lauschen. Als er am Morgen erwachte, freute er sich, daß er nur geträumt hatte, und nahm wohlgemuth seine Fidel wieder zur Hand.

Er ging auf den Markt, und die Leute, die ihn sahen, liefen hinter ihm her und lobten ihn als den herrlichsten Meister. Er fing auf dem Markte sein Spiel an und die ganze Stadt zusammt den Fremden kamen wieder herbei und

wurden bezaubert und jubelten und tanzten, und es ging noch viel ärger her, als des vorigen Tages. So aber war es die ganze Woche, ja es wurde ärger und ärger mit jedem Tage und geschah dabei viel Unfug und Sünde. Man konnte da recht sehen, wie die Leute sind, und daß sie Demjenigen gern lauschen, der ihnen in ihrem dummen Sinne etwas vorzugeigen weiß.

Rosa saß still bei ihrer Mutter und wußte von Allem Nichts. Der Sonntag kam; da ging sie wie gewöhnlich in die Kirche. Aber die Kirche war fast leer, und Niemand darin, als einige alte Mütterchen und kleine unschuldige Kinder. Rosa spielte und sang schöner wie je. Ihre Mutter hörte aber von einer alten Frau die Geschichte von der Fidel und sie erzählte sie Rosa, als sie wieder zu Hause waren. Rosa wußte nicht, was sie davon denken sollte. Der böse Meister aber hatte bei der Kirche gelauscht und hatte gesehen, daß sie mit ihrer Harfe fast allein darin gewesen war. Er freute sich mit Lachen seines Sieges und eilte zu seiner Fidel und dachte zu dem Kinde zu gehen, und es zu einem Wettkampf aufzufordern. Als er aber zu spielen versuchte, da gab die Fidel keinen Ton von sich und

er wußte die Kunst nicht, und das war, weil es Sonntag war. Am andern Tage, da wußte er wieder Alles und ging wieder auf den Markt, und als sich eine große Menge versammelt hatte, um sein Spiel zu hören, da redete er das Volk an und forderte es auf, ihn zur Harfenspielerin zu begleiten, denn er wolle ein Wettspiel anstellen, und Alle sollten alsdann erfahren, daß die Harfe eitel Hexenwerk sei, und zerschlagen werden müsse. Nun besannen sich die Leute zwar wohl auf das Harfenspiel und waren sehr betroffen, als sie den Vorschlag hörten, weil sie ja Alle das Harfenmädchen so sehr verehrt hatten. Der Meister fing jedoch geschwind an zu fideln und ging voran, und da geriethen sie in einen lustigen Taumel und folgten ihm Alle miteinander und waren bereit, die Sängerin zu verhöhnen und die Harfe zu zerschlagen. Sie zogen vor das Haus und wurden immer wilder von den Fideltönen und schrieen: die kleine Hexe solle hervorkommen und mit dem Meister um die Wette spielen. Rosa hörte Alles, was vorgegangen war und ging alsbald hin und that die Rose in ihr Haar und trug die Harfe an das Fenster. Als der Meister sie sah, blitzte ihm Zorn aus den Augen und er strich auf seiner Fidel mit aller Kraft.

Die Töne waren mächtig wie ein Sturmwind und das Volk taumelte umher in höllischen Freuden, und Einige waren so bezaubert, daß sie Steine suchten, um die kleine Sängerin damit zu werfen.

Rosa sah die schwarze Fidel an und sah, daß feurige Funken daraus hervor kamen, als sie so stark gestrichen wurde, und sie zweifelte nicht, daß es ein Instrument aus der Hölle sei. Sie verließ sich auf das Christkindlein. Und siehe — auf einmal hörten die wilden Töne auf und die Menschen standen still und athmeten schwer nach dem Toben und besannen sich auf sich selbst. Das kam von den Harfenklängen, die so eben begonnen hatten, und nun sang Rosa auch dazu und erhob ihre Stimme immer kräftiger und schlug mit vollen Händen in die Saiten. Das Gesicht des Meisters wurde bleich vor Aerger, als er diese himmlische Musik hörte und sah, welche Wirkung sie auf die Menschen hervorbrachte. Er strich über seine Saiten, aber kein Ton kam mehr hervor. Es ist eine Hexe, rief er, ergreift sie und zerschlagt die Hexenharfe. Das Volk aber lag schon auf den Knieen und man hörte ein großes Schluchzen und Weinen. Keiner hörte

mehr auf den Meister und voll Beschämung und Ingrimm schlich er sich endlich fort.

Er ging zu dem Richter, der in derselben Stadt richtete und ein sehr strenger Mann war. Bei dem klagte er Rosa an, daß sie eine Hexe sei mitsammt ihrer Mutter, und nicht durch Frömmigkeit, sondern allein durch falsche Kunst die Menschen bezaubert habe um ihrer eigenen Eitelkeit willen. Der Richter machte ein bedenkliches Gesicht und ließ die andern Richter kommen, und die machten ebenfalls bedenkliche Gesichter, nachdem sie das seinige gesehen hatten. Der Meister sagte ihnen, daß er die Harfe gesehen habe, und daß dieselbe zum Spielen gar nicht tauglich sei, denn er habe ja die Kunst erlernt und müsse es wissen. Das Mädchen habe selbst bei ihm lernen wollen, aber davon abgestanden, als es gehört, daß die Harfe nicht brauchbar sei. Nicht lange darnach habe es gleichwohl auf derselben spielen können und alle Welt bezaubert. Das könne nicht mit rechten Dingen zugehen und sie möchten sich wohl hüten, solches länger zu erlauben, wenn nicht gar großes Unglück über die Stadt kommen solle.

Die Herren fanden, daß der Meister wohl geredet habe,

und daß man der Sache auf den Grund gehen müsse. Die Richter waren alsbald erpicht darauf, daß es eine Hexerei sein müsse, und nannten es einen sehr seltenen Fall, und holten große Bücher, um nachzusehen, wie lange es her sein möge, daß ein solcher Fall vorgekommen. Da fanden sie genug von Hexen und Zauberern und lasen so lange daran, bis sie nicht anders dachten, als daß die arme kleine Rosa wirklich eine sehr große Hexe sei. Und da sie sich einbildeten, daß sie das mit ihrer Wissenschaft gefunden hätten, so zweifelten sie nicht an der Wahrheit und waren bald entschlossen, durch Nichts in der Welt sich etwas Anderes einreden zu lassen.

Zum Ueberfluß spielte ihnen der Meister noch Etwas vor, um ihnen zu zeigen, wie Einer spiele, der die Sache ordentlich gelernt habe. Da konnten sie den höllischen Tönen nicht widerstehen, sie fühlten ein großes Vergnügen und das Herz lachte ihnen im Leibe, ja sie fingen gar an zu tanzen, obgleich sie meistens sehr schwer von Leib waren. Als nachher der Meister fort war, sagten sie zueinander: Ja, das ist ordentliche und wahrhaftige Musik und sie bringt eine schöne natürliche Wirkung hervor. Das Mädchen muß also

wohl eine Zauberin sein, weil seine Musik anders ist und gar nicht natürlich.

Die Richter schickten nun alsbald Männer ab und diese kamen in das Haus und nahmen Rosa und die Mutter gefangen und banden ihnen die Hände auf den Rücken und durchsuchten alle Zimmer. Sie nahmen die Harfe mit und führten die zwei Unschuldigen durch die Stadt und in das Gefängniß, in welchem Mörder und Diebe saßen. Man ließ mehrere Meister kommen und die Harfe untersuchen. Sie erklärten Alle, daß man nicht darauf spielen könne, und wenn es Jemand könne, so müsse es wohl nicht mit rechten Dingen zugehen. Darauf mußte Rosa erscheinen vor allen Richtern und vor der Geistlichkeit, und der erste Richter fragte sie, wie sie die Harfe bekommen und das Spielen gelernt habe. Da erzählte sie Alles getreulich, was sie wußte. Niemand aber wollte ihr glauben und die Geistlichkeit erklärte, daß ein lebendiger Mensch gar nicht in den Himmel kommen könne. Nun redete der Richter mit strenger Miene, und forderte das Kind auf, die Wahrheit zu sagen, oder es werde ihm übel ergehen. Rosa fing an zu weinen und sagte mit Schluchzen, sie wisse nichts Anderes zu sagen, als sie schon

gesagt habe. Da sagten sie zueinander, daß sie eine sehr verstockte Hexe sei und ließen ihr Ketten anlegen und sie in ein dunkles Gefängniß bringen. Nachher wurde auch die Mutter befragt, und da ging es ebenso, da sie nichts Anderes zu sagen wußte, als was sie von ihrer Tochter gehört hatte. Die Richter beriethen sich nun untereinander, und weil die zwei Unglücklichen nicht gestehen wollten, daß sie Hexen seien, so dachten sie darauf, es gehörig zu beweisen, so daß sie mit gutem Gewissen zum Scheiterhaufen verurtheilt werden könnten, wie es bei Hexen zu geschehen pflegte. Man rief daher wieder den Meister herbei, der unterdessen auf dem Markte gespielt, und die Leute insgesammt so für sich eingenommen hatte, daß sie ihm dafür dankten, daß er sie von dem Hexengesang befreit hatte. Er kam eilig in's Gericht und gab falsch Zeugniß wider Rosa und ihre Mutter, denn er sagte, als er einmal in ihrem Hause gewesen, da habe er einen kleinen schwarzgekleideten Mann mit einem Pferdefuße da gesehen, der habe auf einem Sessel gesessen und sich geschaukelt und gar arglistig dazu gelächelt, als es ihm, dem Meister, nicht gelingen wollte, auf der Harfe zu

spielen. Das war eine böse Lüge, aber der Meister legte doch einen schweren Eid darauf ab, daß er es gesehen habe.

Darauf wurden Rosa und ihre Mutter zum Scheiterhaufen verdammt, und verkündigt, daß sie am folgenden Tage verbrannt werden sollten. Die schwarze Höllenfidel aber hatte die Menschen schon so verdorben, daß Keiner in der Stadt war, der sich nicht freute, ja sie konnten es kaum erwarten, das blondlockige Hexenkind verbrennen zu sehen. Der Meister spielte bis in die späte Nacht, um das Volk noch verstockter zu machen, und es gelang ihm auf das Beste.

Am andern Tage wurde der Scheiterhaufen mitten auf dem Markte gebaut, und es kam unzähliges Volk herbei, das schreckliche Schauspiel zu sehen. Rosa sollte zuerst verbrannt werden, und nachher ihre Mutter. Rosa war bereit. Als sie am Morgen erwacht war, da hatte sie die schönen Kleider neben ihrem Strohlager gefunden, welche sie im Himmel angehabt hatte, ihre alten Kleider aber waren verschwunden. Sie zog die festlichen Kleider an, und that auch die Rose in ihr Haar, die sie bei den Kleidern fand. Als man sie durch die Straßen zum Tode führte, da war sie so schön anzusehen, als wäre sie schon ein Bote des Himmels.

Ihr Angesicht leuchtete, und ihre Augen waren gen Himmel erhoben und strahlten so freudevoll, daß Alle meinten, so schön sei sie noch niemals gewesen. Seht die Hexe, riefen die Leute einander zu, als sie vorübergeführt wurde, seht, wie schön sie ist, das hat sie mit ihrer Zauberkunst gemacht. — Sie kamen auf den Markt und sie stieg auf den Scheiterhaufen und wurde an einen Pfahl gebunden. Die Harfe legte man zu ihren Füßen, denn sie sollte mitverbrannt werden. Nicht weit davon stand der Meister unter dem Volke, er hatte seine Fidel unter dem Arme und dachte: Nun wirst Du nicht mehr spielen und singen und nun wird man allein auf meine Fidel hören.

Der Scheiterhaufen wurde angezündet und die Flammen prasselten empor. Aber siehe, sie theilten sich und berührten das Kind nicht. Nur die Stricke waren verbrannt, mit welchen sie angebunden war, und da bückte sie sich und hob ihre Silberharfe auf und lächelte voll Freundlichkeit und sah umher mit ihren großen blauen Augen und schlug dann in die Saiten mit beiden Händen, und wie ein brausender Strom gingen die Töne über das Volk hin. In der ganzen Stadt konnte man sie hören und noch weithin in die Ferne,

p. 103.



alle Kirchenglocken wurden davon bewegt, und fingen läuten. Und dann sang Rosa mit ebenso gewaltiger Stimme, so schön und wunderbar, wie sie es noch nicht hatte. Alles Volk starrte hin auf das Kind und bebte und Alle riefen: Ein Engel! ein Engel! Meister erschrak, er setzte seine Fidel an und rief: mich, höret mich! daß euch die Hexe nicht von Neuem — Aber er brachte keinen Ton hervor; er strich seinem Bogen, da kamen Funken heraus und verbrannten ihm das Gesicht. Rosa sah ihn nicht. Sie und sang mitten in den Flammen, ohne von ihnen zu werden. Auf einmal aber sah man nicht nur Kind da stehen, man sah zwei Kinder, beide mit Harfen. Mari war neben Rosa, die Zwillinge waren es, oft bewundert worden waren. Sie spielten und sangen miteinander und dann schwebten sie empor, immer spielend und singend, und schwebten von den Flammen hinweg und höher, aufwärts zum Himmel, bis man sie nicht sehen konnte. Das Volk fiel nieder und war voll und Alle schlugen an die Brust und man hörte nur und Schluchzen.

p. 103.



und alle Kirchenglocken wurden davon bewegt, und fingen an zu läuten. Und dann sang Rosa mit ebenso gewaltiger Stimme, so schön und wunderbar, wie sie es noch nicht vermocht hatte. Alles Volk starrte hin auf das Kind und zitterte und bebte und Alle riefen: Ein Engel! ein Engel! Der Meister erschrak, er setzte seine Fidel an und rief: Höret mich, höret mich! daß euch die Hexe nicht von Neuem bezaubert. — Aber er brachte keinen Ton hervor; er strich heftiger mit seinem Bogen, da kamen Funken heraus und verbrannten ihm das Gesicht. Rosa sah ihn nicht. Sie spielte und sang mitten in den Flammen, ohne von ihnen berührt zu werden. Auf einmal aber sah man nicht nur ein Kind da stehen, man sah zwei Kinder, beide mit Harfen. Mari war neben Rosa, die Zwillinge waren es, die so oft bewundert worden waren. Sie spielten und sangen miteinander und dann schwebten sie empor, immer spielend und singend, und schwebten von den Flammen hinweg höher und höher, aufwärts zum Himmel, bis man sie nicht mehr sehen konnte. Das Volk fiel nieder und war voll Reue, und Alle schlugen an die Brust und man hörte nur Weinen und Schluchzen.

Der Meister wollte sich wegschleichen. Einige aber ergriffen ihn und schrieen: Dieser ist es, der uns Alle verführt hat, er hat falsch Zeugniß gegeben wider sie, die ein Bote des Himmels war. Und alles Volk schrie mit ihnen: Haltet ihn, werft ihn in das Feuer. Sie stießen ihn gegen den brennenden Scheiterhaufen, er konnte sich ihrer nicht erwehren. Als sie aber an das Feuer kamen, da streckten sich ein paar kohlschwarze Arme ihnen entgegen mit langen Krallen an den Fingern, und diese faßten den falschen Meister und rissen ihn in die Flammen hinein. Und dann sah man zwei Männer oben auf dem Scheiterhaufen; der Schwarze hatte den Meister gefaßt und umarmte und küßte ihn und drehte ihm dann den Hals um und fuhr mit ihm auf und davon.

Also hatten sie Beide geendet, Rosa und der Meister. Die Mutter wollte man freilassen. Aber als man in das Gefängniß kam, da war sie schon frei, und war bei ihren Kindern, denn still und mit lächelnder Miene lag sie todt da.

Der Krieg im Walde.

Der Krieg im Walde.

Das Gebirge weit und breit bedeckte ein dunkler Wald. Da waren Eichen darin und Buchen, und Erlen, und schlanke Fichtenbäume, die über alle ragten. Der Wald stand da von uralter Zeit her und zwischen den alten strebten die jungen Bäume empor, und die alten wurden faul und starben hin, oder brachen nieder vom Sturm, und dann wuchsen die jungen kräftiger, und streckten ihre Spitzen, bis sie den blauen Himmel sehen konnten. Unten aber lagen die alten Stämme, und es war da wildes Gestrüpp von allerlei Art, ineinander verschlungen und voll Dornen, daß kein Mensch ohne viele Mühe hätte durchdringen können.

So stand der Wald in natürlicher Herrlichkeit; und wie eine Zeit hinging nach der andern und wieder eine nach der andern, so stand er doch immer in gleicher Pracht. Er schlief im Winter, wenn es kalt war, und die Nebel über ihn fielen und der Schneesturm ihn fegte; er wachte auf im Frühling und that sein frisches Kleid an und begann zu

flüstern und zu rauschen und alle Kräfte zu regen und freute sich der schönen Zeit, bis seine Blätter wieder gelb wurden und mit dem Herbstwind wegflogen und dann wieder der Winter kam und die Schlafenszeit.

Wer aber in der schönen Zeit, wo das Laub dunkel war, in die Tiefen des Waldes hier oder da hätte hineinsehen können, der würde gesehen haben, wie wohl ein stattlicher Hirsch mit zackenreichem Geweih und stillen großen Augen daher spazirte unter den rauschenden Bäumen, oder wie ein junges Reh oder ein Paar über die alten Stämme hinweg sprang und zwischen dem Gezweig dahinflog, wie wenn es die wichtigste Botschaft hätte; oder wie ein Häslein behaglich dalag in seinem Lager, oder muntere Eichhörnchen in der Höhe von Baum zu Baum hüpften, oder wie der listige Fuchs herumschlich, und gar viel anderes Gethier würde er gesehen haben. Ueberall her würde er aber auch die Vögelein gehört haben, denn deren wohnten unzählige in dem Wald. Wenn er sich aber niedergesenkt hätte, da würde vor ihm gewesen sein in dem Moos und an den Bodenpflanzen und dem verwitterten Holze eine ganze Welt von kleinem Gethier, laufendes und kriechendes, fliegendes und hüpfendes

und stummes und brummendes, singendes und zirpendes — Alles in rastloser Arbeit und froh des köstlichen freien Lebens.

Zuweilen aber auch würde er wunderschöne jugendliche Frauenbilder gesehen haben, wie sie einzeln träumerisch daher gingen, oder zwei oder drei miteinander, oder wie sie in zierlichen Wägelchen, von Laub und Blumen geflochten, von rothen Vögeln gezogen, daherfuhren, so geschickt, daß sie von den Aesten und Dornen niemals berührt wurden.

Das waren Feen, die wohnten in dem Walde und hatten darin ihr Wesen seit uralter Zeit.

Hoch oben in dem Wald, fast wo das Gebirge am höchsten war, da irgendwo war ein kleines Plätzchen, da konnte die Sonne frei hinein scheinen, denn da standen keine Bäume und kein Gesträuch. Es war nicht größer, als daß man es mit einem Dutzend Schritten umgehen konnte, und rundum standen die Bäume und schloßen es ein, daß es gar heimlich lag und tief und still für sich. Wolliges Moos und frisches Gras bedeckten das Plätzchen, obgleich nicht viel Erde da war, ja hin und wieder kam der nackte Stein hervor, und da fanden nur dünne Flechten und etwas gelbes

Moos kümmerliche Nahrung. Besonders an dem oberen Rande des Plätzchens streckte der Berg einen derben Fels heraus, und aus einer Spalte in dem Stein sprudelte ein hellsilbernes Wässerchen hervor, das sammelte sich in einem kleinen natürlichen Steinbecken, welches es sich selbst gemacht hatte, und vielleicht hatte es tausend Jahre daran gearbeitet. Das kleine Becken war so eine Spanne lang und auch so breit, und war immer gefüllt, und spiegelte den ganzen weiten blauen Himmel ab, und das Wasser floß an der einen Seite über und machte sich bergabwärts ein geschlängeltes Bettchen, irrte bald zur Rechten, bald zur Linken, bis es unten in dem Dunkel des Waldes murmelnd verschwand. An den beiden Seiten des Wässerchens quoll das dunkle Moos recht duftig und frisch, und die Halme schwankten recht wohlgenährt; auch standen da Blumen von mancherlei Art; viele viele Vergißmeinnicht, die verblühten da ihr Leben, von der ganzen Welt vergessen, obgleich sie Vergißmeinnicht hießen. Auch feine rothe Moosblümchen waren da, und weiße und gelbe Grasblumen; und einige erhoben sich schlank und zierlich, daß sie über die Grashalme wegschauen konnten, andere aber blieben unten im Moos, daß ihnen die

Sonne nichts thun konnte. Es standen Blumen auf dem ganzen Plätzchen überall, aber an dem Wässerchen waren die meisten, als wenn sie sich da versammelt hätten, dem Geplauder zu lauschen. Eigentlich aber, weil sie da mehr Nahrung hatten.

Seitwärts von dem Stein, aus welchem die Quelle herauskam, lag ein Baumstamm, halb unter den Bäumen des Waldes verborgen, halb über das freie Plätzchen weg; da hatte er seine Wurzeln gehabt, aber es war nicht Erde genug da, und da hatte ihn ein Sturmwind umgerissen und er war mit seiner Krone und seinen Aesten in den Wald hingefallen in die Arme seiner Brüder. Die Wurzeln waren bei dem Sturze zerrissen, und es war eine Vertiefung entstanden und ein kleiner Berg daneben, weil viel Erde an dem Wurzelwerk hängen geblieben war. In der lockern Erde nun und in der Vertiefung hatten sich Ameisen angesiedelt, eine ganze Colonie, und die trieben da immerfort ihr Wesen und arbeiteten rastlos in ihren Hölen und Gängen, und hatten ihren Pallast gegen Wind und Wetter zugedeckt mit lockeren Tannennadeln, und was sie nicht gebrauchen konnten,

das trugen sie fort, und holten herbei ihre Vorräthe für den Winter.

An den Blumen, die am Wasser standen, kletterten emsig Käfer und Gewürm aller Art herum, besonders auch kleine runde Goldkäferchen, die leuchteten in den Blumenkelchen und schaukelten sich, und es war auch so an den andern Blumen, die ringsum standen, und in dem kleinen Wald von schlanken Halmen. Auch große Goldkäfer waren da, die fleißig umher liefen und zwischen den Halmen die sonnigen Stellen suchten, wo die Sonnenstrahlen auf ihren glatten Flügeldecken blitzten. Auch Schmetterlinge kamen dahin, kleine, mit hellblauen Flügeln, so schön wie die Vergißmeinnicht, mit denen sie koseten, und große weiße, auch gelbe, und rothe, und wenn sie das Plätzchen gefunden hatten, dann verweilten sie immer da, bis sie bei allen Blumen gewesen waren, und fingen dann wohl wieder von vorn an, oder sie setzten sich auf den Stein, der von der Sonne beschienen und so schön warm war. An demselben Stein wohnten auch ein Paar Eidechsen, die kamen oft heraus, wenn die Sonne schien und spielten miteinander auf dem Stein; vor den Schmetterlingen fürchteten sie sich

nicht, noch die Schmetterlinge sich vor ihnen. Es war ein gar buntes reges Leben auf dem Waldplätzchen da oben, zu geschweigen von den Würmern, die in der Erde arbeiteten, und von den Raupen, die an den Blättern der Bäume ihre beständige Mahlzeit hielten, oder auch mit braunen glatten Köpfen aus der verwitterten Rinde des gefallenen Baumes hervorguckten. Auch hatte sich, wo der Baum im Walde lag und durch die Länge der Zeit gehölt war, ein Bienenschwarm niedergelassen und die Bienen holten besonders ihren Honig von den Blumen an dem Bächelchen, doch schwärmten sie auch wohl weithin über den Wald hinab und suchten die Blumen im Thale auf und brachten reiche Beute mit in ihre Bergwohnung.

So war es an dem Plätzchen Jahr aus, Jahr ein, so lange Frühling und Sommer war. Es war eine freie Wohnung für viele tausend und tausend Pflanzen und Thiere, und sie hatten da alle ein schönes Leben, Jedes in seiner Art. Sie blühten und grünten, oder summten und zirpten und sangen nach bestem Vermögen — unbewußt in Lebenslust, frank und frei und immer neu, heidibei! — Wenn es aber Abend wurde, dann schlossen sich die Blumen und die

Käfer krochen unter die großen Blätter, die schwarzen zusammen mit den schwarzen, die braunen mit den braunen, und die goldenen mit den goldenen, und kleine mit kleinen, und große mit großen. Die Würmer krochen in die Erde hinein; die Schmetterlinge versteckten sich, man weiß nicht wohin; die Ameisen zogen sich in die innersten Gemächer zurück; die Bienen versammelten sich in dem hohlen Baum; die Eidechsen verschwanden unter dem Stein um zu schlafen. Nur das Wässerchen wurde nicht müde, wenn auch der Tag noch so lange gedauert hatte, es behielt seine Augen immer offen und schwatzte immer fort, und wenn ihm Niemand mehr zuhörte, schwatzte es mit sich selber die ganze Nacht.

Kaum aber fing der Morgen an zu schimmern, so fing auch all' das Leben wieder an, die Blumen machten ihre Aeugelein wieder auf und die Thierchen alle flogen und krochen hervor und begannen munter ihr Tagewerk.

Einmal, da war gegen Abend noch Alles im besten Gange, und was auf dem Waldplätzchen lebte, wollte den Rest des Tages noch recht benutzen, das Tagewerk vollkommen zu machen; da kam ein Feenkind aus dem Wald hervor und blieb stehen und lehnte sich auf den Stein, den

Untergang der Sonne zu sehen. Zum Zeitvertreib betrachtete es, da die Sonne noch zögerte, das schöne Plätzchen und lauschte auf das Gemurmel des Wässerchens, und sah die schönen Blumen und die fleißigen Ameisen zu seinen Füßen, und die viel hundert Käfer und Käferchen und die andern Thierchen, und hörte die Bienen summen und schwärmen. Und wie es einmal recht aufmerksam auf das Alles geworden war, da dachte es, wie ihm zuerst das Plätzchen so still und einsam vorgekommen war und doch so viel Leben darauf war, wie sonst auf keiner Stelle von gleicher Größe in dem ganzen Wald. Und wie endlich die Sonne untergegangen war, da sah es mit seinen hellen Feenaugen, wie die Thierchen zur Ruhe gingen, und merkte auf, wie nach und nach das Zirpen und Summen aufhörte, bis es dunkel wurde und Alles schlief und nur das Wässerchen noch plätscherte.

Das ist ein schönes friedliches Leben hier oben, dachte das Feenkind, und Alles was hier lebet und webet in Lebenslust, unbewußt, frank und frei und immer neu, das verdient wohl, daß ich ihm ein Geschenk mache, wodurch es sein Leben noch viel mehr genießen und ein recht vollkomme-

nes Glück erlangen kann. Und damit schwang es sein Stäbchen dreimal und sagte: Wohlan! Alles was hier lebet und webet in Fröhlichkeit, das Wässerlein, die Blumen, die Thierlein insgesammt, das soll begabt sein mit Verstand und miteinander reden können ganz ordentlich, daß es sein Glück wisse und seine Lebenslust, und sich besser erfreuen könne Alles dessen, was ihm die Natur gegeben hat an Reichthum und Ueberfluß! —

So sprach das Feenkind und ging dann in den Wald und rief: Lulu! — Da kam ein schlankes junges Reh gesprungen und ließ sich auf die Vorderbeinchen nieder. Das Feenkind setzte sich auf und das Reh trabte mit ihm in den Wald und trug es zu seiner Mutter, die hatte unten in dem Berg eine herrliche Wohnung mit großen und kleinen Krystallgemächern darin. Als das Feenkind da angekommen war, bestellte es das Reh auf den andern Tag und ließ es dann laufen. Seine Mutter aber fand es nicht zu Hause, sie war zu einem Mondscheintanz auf die Wiese im Thal gegangen, und weil nun das Reh schon fort war, ging das Feenkind zu Bett.

* * *

Oben auf dem Waldplätzchen aber schlief Alles die ganze Nacht, und wußte noch nicht, was mit ihm geschehen war. Allein das Wässerchen war wach und hatte in seinem neuen Verstand allerlei Gedanken. Es wollte ihm so lustig vorkommen, aus der dunkeln Felsenkammer in's Freie hinauszusprudeln, und es nahm sich vor, recht weit in alle Welt zu laufen und sich darin umzuschauen. Es freute sich, daß sich der Mond so schön in ihm spiegelte und meinte, der Mond sähe ganz allein nach ihm und nach nichts Anderem. Indem es aber neugierig weiter sprang und in den dunkeln Wald kam, da vergingen ihm die Gedanken wieder, denn denken und reden konnte es nur oben auf dem Waldplätzchen, wo das Feenkind es ihm erlaubt hatte. Da aber blieb es die ganze Nacht am Phantasiren in lauter Zukunftsgedanken, und rauschte dabei munterer als vorher, und kaum fing der Morgen zu grauen an, da rief es den Blumen zu: Halloh! wacht auf ihr Blümlein, der Morgen kömmt! wacht auf und spiegelt euch in mir, ich will eure Füße waschen und wenn ihr was zu bestellen habt in die weite Welt, so sagt es geschwind, denn ich muß eilends hinab und komme überall hin.

Die Blumen hörten das Bächlein. Sie waren grade von selbst wach geworden, und zum ersten Male sahen sie einander, und freuten sich, so viele beisammen zu sein. Sie neigten sich auch über das Bächlein und spiegelten sich darin und tranken mit ihren Wurzeln ihren Morgentrank, und dann sahen sie sich wieder einander an. Besonders die Vergißmeinnicht, die am Ufer beisammen standen, die sahen sich freundlich an und freuten sich ihrer Schönheit. Auch die Blumen aber, die weiter entfernt standen, und alle die unzähligen Halme saugten das frische Wasser ein, das in der Erde und durch das Moos bis zu ihnen hindrang, und sie hoben sich davon schlank auf, um besser umher schauen zu können. Das Wässerchen merkte, daß es ihnen Allen zur Nahrung diente, und freute sich darüber. Trinkt, rief es, trinkt, ihr bunten Blümlein; für euch bin ich da, und ihr seid meine Freude, ihr zieret und bekränzet meinen Weg. Trinkt, denn ich habe genug für euch Alle. — Und so lächelte es den Dürstenden entgegen, und suchte emsig ihre Würzelchen auf, um sie Alle zu erquicken.

Als nun die Blumen sich erfrischt und diejenigen sich einander begrüßt hatten, die sich als Geschwister erkannten,

p. 119.



[illegible] den Andern. Es
[illegible] auch dunkelblaue
[illegible] Schaar von Maaßliebchen,
[illegible] vergnügt über sich selbst
[illegible] und gelbe Butter-
[illegible] dem Grase hervorzu-
[illegible] anderen schöner waren;
[illegible] flüsterten sie leise, [illegible] doch die schönste
[illegible] sei ja auch [illegible] die schönen
[illegible] Sie mochten es [illegible] laut
[illegible] ausgelacht zu werden. [illegible] Ver-
[illegible] die weißen Maaßliebchen [illegible] sich eine
[illegible] an, endlich fingen die Vergißmeinnicht an
[illegible] und flüsterten sich zu, die andern
[illegible] einzubilden auf ihre Farbe und Schlank-
[illegible] sich doch mit ihnen nicht vergleichen.
[illegible] hörten es, und sagten untereinander: Die
[illegible] eitel, darum stehen sie auch am Wasser und
[illegible] darin in Einemfort und betrachten sich selbst.
[illegible] sie gar nicht ansprechen. Die Butterblumen
[illegible] mit Vergnügen und fingen an, über die Vergiß-

p. 119.



da wendeten sie ihre Augen auch nach den Anderen. Es waren da außer den vielen Vergißmeinnicht auch dunkelblaue Glockenblümchen, und eine ganze Schaar von Maasliebchen, die hoben sich besonders schlank und vergnügt über sich selbst empor. Auch waren Gänseblümchen da und gelbe Butterblumen, die wagten nicht recht aus dem Grase hervorzuschauen, weil sie wohl sahen, daß die andern schöner waren; aber untereinander flüsterten sie leise, gelb sei doch die schönste Farbe, denn die Sonne sei ja auch gelb und die schönen Sterne in der Nacht. Sie mochten es freilich nicht laut sagen, denn sie fürchteten ausgelacht zu werden. Die Vergißmeinnicht und die weißen Maasliebchen sahen sich eine Weile schüchtern an, endlich fingen die Vergißmeinnicht an untereinander zu kichern und flüsterten sich zu, die andern schienen sich etwas einzubilden auf ihre Farbe und Schlankheit und könnten sich doch mit ihnen nicht vergleichen. Die Maasliebchen hörten es, und sagten untereinander: Die Blauen sind eitel, darum stehen sie auch am Wasser und spiegeln sich darin in Einemfort und betrachten sich selbst. Wir wollen sie gar nicht ansprechen. Die Butterblumen hörten das mit Vergnügen und fingen an, über die Vergiß-

meinnicht zu spotten. Diese antworteten darauf mit einem großen Gelächter. Die dunkeln Glockenblumen schüttelten sich und hielten die Köpfchen gesenkt, sie wollten die Andern gar nicht ansehen, damit sie nicht denken möchten, sie bewunderten sie; denn das schien ihnen ganz ausgemacht, daß sie selbst allein der Bewunderung werth wären. So waren die Blumen miteinander gespannt und wurden dadurch nur noch eitler, jede Art auf sich selbst, und es dauerte nicht lange, so waren sie Alle daran über einander zu spotten.

Das Wasser hatte Alles gesehen und Alles gehört und mußte darüber lachen und plätscherte: Ei die eiteln Blümlein, ei die eiteln Blümlein. Sind sie doch Alle schön, Alle schön. —

Der Blumenstreit würde aber noch viel ärger geworden sein, wenn sie es nicht mit einem gemeinsamen Feinde zu thun bekommen hätten.

Es waren nämlich überall her die Käfer und Käferchen hervorgekommen, und die fingen an, an den Blumen herumzuklettern. Vor Allen kamen die Goldkäfer, die sahen ihren Glanz und daß sie schöner waren, als die andern, und da meinten sie, sie hätten das erste Recht auf die Blumen.

Wo sie den andern begegneten, befahlen sie ihnen zu warten, bis sie genug von dem Blumensaft getrunken hätten, und wenn sie hin und wieder schon ein Kreuzkäferchen in einer Blume fanden, dann machten sie ein Geschrei, daß das Kreuzkäferchen sich vor Schrecken zusammenkugelte und grades Weges hinunterfallen ließ in das Gras. Die andern Käfer machten Anfangs auch den Goldkäfern Platz, weil sie so vornehm aussahen in ihren glänzenden Flügeldecken. Aber sie waren auch neidisch darauf, und besonders waren da viele schwarze Käfer, noch größer und stärker als die Goldkäfer, die liefen zusammen und beriethen sich, was zu machen sei, und ob sie die Befehle der Goldkäfer zu befolgen hätten? Sie fanden, daß diese nicht mehr Durst nach dem süßen Safte der Blumen hätten, als sie selbst, und daß sie daher auch kein Vorrecht dazu haben könnten; es sei genug, daß sie so schöne Flügel hätten, und sie sollten nicht noch andere Vorzüge dazu haben, die kämen vielmehr ihnen, den schwarzen Käfern zu, weil es ihnen an Glanz gebräche. — Damit kletterten sie auf die Blumen und befahlen den Goldkäfern zu weichen. Das wollten diese aber nicht, und sie fingen an miteinander zu kämpfen. Die Blumen waren

damit am wenigsten zufrieden, sie klagten laut, und als die Käfer darauf nicht hörten, riefen sie einander zu, daß sie den gemeinen Thieren gar keinen Saft mehr geben wollten, und so eilig und fest sie konnten, schlossen sie sich vor den Käfern.

Das Wasser hatte Alles gesehen und gehört, und mochte nicht recht mehr lachen; es rauschte mißmuthig: Schämt euch, schämt euch! Die Blumen haben süßen Saft für euch Alle genug. Aber Niemand hörte auf das Wasser.

Die Käfer konnten nun nicht mehr trinken. Nur ganz insgeheim öffnete sich ein kleines Gänseblümchen, das abseits stand, und rief ein Kreuzkäferchen an, und ließ es einmal trinken. Die andern Blumen aber blieben verschlossen. Die Käfer sagten endlich zueinander: Warum streiten wir, da die Blumen uns nicht mehr nähren wollen? Laßt uns zuerst die boshaften Blumen zwingen, sich uns zu ergeben, nachher wollen wir unsern Streit ausmachen. Sie konnten aber die festen Blumenknospen nicht öffnen, und um es bequemer zu haben, fingen sie an, die Blumenstengel bei den Wurzeln abzunagen. Da fielen alsbald viele Blumen hin und mußten elendiglich umkommen.

Das Wasser rauschte unmuthig vorüber.

Nun hatten grade auch die Bienen angefangen zu schwärmen. Als die Bienen in aller Frühe erwachten, da fanden sie, daß sie Verstand hatten und miteinander sprechen konnten. Sie machten alsbald Gebrauch von diesen herrlichen Gaben des Feenkindes und Jede wollte der Andern erzählen, was sie davon wußte und was die Andern auch wußten, weil ihnen Allen dasselbe geschehen war. Da entstand ein großes Geplauder. Endlich nahm die Königin das Wort und da schwiegen die Andern. Die Königin sprach aber, wie es sich für sie geziemte, mit Ernst und Würde. Sie meinte, wenn sie auch Verstand bekommen hätten, so dürften sie doch deswegen die edle Zeit nicht mit Plaudern verderben. Es müsse Honig gesammelt werden für den Winter, damit das Volk keinen Mangel leide, denn das würde ihrem Herzen allzu wehe thun. — Hoho, sagte eine junge vorlaute Biene, die Königin hat gut reden. Sie bleibt in ihrer Zelle sitzen, wenn wir arbeiten. — Wenn wir es recht bedenken, sagte eine Andere, und nahm eine sehr kluge Miene an, und wenn wir die gesammelten Vorräthe betrachten, dann haben wir für den Winter genug und könnten uns das Leben etwas

bequemer machen. — Ja wohl, hörte man wieder Eine aus dem Haufen; wir brauchen nicht mehr zu sammeln, wir wollen nur zur Lust ausfliegen und den Saft der Blumen trinken, damit der Vorrath für den Winter unangerührt bleibe. — Der Vorschlag gefiel allgemein, und weil eine junge Biene da war, die gern Königin geworden wäre, so gab die alte Königin nach, und sagte, für heute sollten sie immerhin nach ihrem Gefallen thun, und so solle das große Ereigniß gefeiert werden, daß sie Verstand bekommen hätten. — Da schwärmten Alle hinaus nach dem Blumenplätzchen hin, da wollten sie ihr Frühstück holen. Wie sie aber dahin kamen, sahen sie den Kampf der Käfer und wie die Blumen sich schlossen und von den Käfern abgenagt wurden.

Was ist das? riefen sie, die Käfer verderben unsere Blumen. — Einige flogen eilig zurück und sagten es der Königin und denen, die noch in dem Baum waren. Da war allgemeiner Zorn. Sind die Blumen nicht unser? riefen sie; für die Käfer ist schlechtere Kost gut genug, denn sie sind gemein, sie haben das himmlische Geschenk der Flügel und wissen es nicht zu benutzen, sie können fliegen und kriechen auf der Erde. Sie denken auch nicht an die Zukunft,

sie fristen ihr Leben von einem Tage zum andern. Wir wollen uns rüsten mit unseren Stacheln, daß wir sie vertreiben! — Ein großes Gesumme entstand, alle Bienen riefen: Zu den Waffen, zu den Waffen! Die Königin aber war damit nicht zufrieden. Sie hielt eine Rede gegen den Käferkrieg; sie sagte, es würden noch genug Blumen übrig bleiben, und es sei kein Grund vorhanden, wegen der Käfer besorgt zu sein, wenn deren auch noch zehnmal so viel wären. — Die Bienen hörten nicht auf diese mütterlichen Worte, sie verlangten Krieg und riefen wieder zu den Waffen. Da mußte die Königin endlich einwilligen und der ganze Schwarm erhob sich wie eine Wolke und so fielen sie über die Käfer her. Diese wußten gar nicht, wie ihnen geschah und geriethen Anfangs bei dem unvermutheten Angriff aus der Luft in Verwirrung. Doch merkten sie bald, daß die Bienen ihnen nicht viel thun konnten, weil sie gegen ihre Stacheln gut gepanzert waren. Die Bienen aber büßten im Eifer des Stechens ihre Stacheln ein und fingen bald an, sich zurückzuziehen. Nun liefen aber die Käfer zusammen und beschlossen, unverzüglich die Wohnung der Bienen anzugreifen und ihre Vorräthe aufzuessen. Es wurden Alle her-

beigeholt, die noch zerstreut waren, große und kleine, und da waren bald unzählige beisammen, und das ganze Heer machte sich auf den Weg. Es wurde verboten zu fliegen, damit die Bienen sie nicht in der Luft unter die Flügel stechen könnten. Die Bienen sahen sie kommen und geriethen in Furcht; sie hielten eilig Rath mit ihrer Königin, die aber nichts Anderes zu sagen wußte, als daß sie sich tapfer wehren sollten. Unterdessen kletterten die Käfer schon zu Tausenden an dem Baum hinauf und drangen in ihre Wohnung ein. Da entstand ein schwerer Kampf, denn die Bienen fochten mit Verzweiflung. Mancher Käfer mußte sterben, weil die Bienen in die Augen stachen. Die Käfer aber waren muthig und wurden nun noch hitziger; wenn sie eine Biene mit ihren Freßwerkzeugen faßten, dann war sie verloren. Es gelang ihnen, die meisten Bienen zu vertreiben und die Königin gefangen zu nehmen. Alsbald fingen sie an, von dem Honig zu fressen, der überall herumfloß, denn die Wachszellen hatten bei dem Kampfe sehr gelitten. Anfangs schmeckte ihnen die Flüssigkeit vortrefflich, bald jedoch merkten sie, daß das ihre Nahrung nicht sei, es war ihnen auch zu dunkel in dem Baum und dazu geriethen sie in den Honig

und wurden klebrig an ihren Füßen und Flügeln. Es lief immer mehr Honig heraus, so daß gar Viele ersticken mußten. Da machten sie sich geschwind wieder fort, aber nicht Wenige mußten sie zurücklassen, die zu tief in den Honig gerathen waren, und die Königin wurde wieder frei. Einige kluge Goldkäfer benutzten aber den Schrecken, in welchem sie sich befand, und schlossen einen günstigen Frieden mit ihr. Sie ging auf Alles ein, da sie sah, wie stark die Käfer waren und wie schlimm sie den schönen Wintervorrath zugerichtet hatten. Sie versprach, daß die Bienen kein Recht mehr haben sollten an den Blumen auf dem Waldplätzchen; auch sollten die Bienen diejenigen Käfer, die in den Honig gerathen und noch nicht erstickt waren, ganz von demselben reinigen und ungekränkt abziehen lassen. So wurde es ausgemacht, und so geschah es auch, nachdem die Bienen wieder von ihrer Stadt Besitz genommen hatten.

Als aber die Käfer alle fort waren, da fingen die Bienen an untereinander selbst über das Vorgefallene zu streiten, und jede wollte wissen, was man nicht hätte thun sollen, und was man hätte thun sollen. Endlich vereinigten sie sich Alle gegen die Königin, sie sollte an Allem Schuld

sein, weil sie ihre Einwilligung zu dem Kampfe gegeben, und weil sie nachher einen schmählichen Frieden geschlossen hatte. Die Königin wollte sich vertheidigen und drohte mit schweren Strafen; aber die junge Biene, welche Königin werden wollte, hetzte die Andern auf und sie fielen über die Königin her und stachen sie todt. Die junge Biene wurde dann zur Königin gewählt und um sich beliebt zu machen, gab sie allen ausgelaufenen Honig Preis und drei Tage lang sollte nicht gearbeitet werden. Die alten Bienen waren damit sehr unzufrieden, sie seufzten und sagten: Wie soll es uns im Winter ergehen? — Die Jungen aber lachten sie aus und sagten: Wenn wir dann nicht genug zu essen haben, dann bringen wir euch um. — Darüber entstand wieder Streit, und war überhaupt kein Glück und kein Friede mehr unter den Bienen von nun an.

Das Wasser hatte den Kampf gesehen und Alles gehört. Es ist unerhört, sagte es, und sprang voll Unmuth von dem Stein herab. Wie unvernünftig sind sie, seitdem sie vernünftig sind. Ich will eilen, daß ich hinab komme in den Wald, denn hier ist ja gar keine Freude mehr.

Aber nicht blos das Wasser tadelte das Benehmen der

Blumen und der Käfer und Bienen. Auf dem großen Stein saßen die zwei Eidechsen im Sonnenschein, die hatten auch Alles beobachtet. Sieh! sagte das Männchen, als die Käfer und Bienen am Kämpfen waren, sieh nur, wie mißgünstig sie einander sind. Als wenn nicht Alles, was die Erde lebendig werden läßt, auch seine Nahrung fände, so viel es gebraucht. — Ich hätte es von den Blumen nicht gedacht, sagte das Weibchen, daß sie so eitel wären. — Ja, sagte das Männchen, das kömmt davon, daß sie schön sind und doch nicht edel sind, denn sie können nicht vom Boden los. Die Käfer sind auch gemein, sie wissen nichts Besseres, als Essen und Trinken, und die Bienen, die sind zum Arbeiten da. Sie haben Alle kein feines Gefühl. — Wir haben es sagte das Weibchen, besonders wenn die Sonne so auf den Stein brennt. — Laß sie nur miteinander kämpfen, sagte das Männchen, das ist zu unserm Besten, die Todten wollen wir in unsere Höle bringen, da haben wir lange Zeit zu essen genug. — Es lief von dem Stein herunter, denn es hatte eine große todte Biene gesehen. Die holte es, und brachte auch einen todten Goldkäfer mit, der daneben lag. Hier habe ich Beute, sagte es, den Käfer habe ich für dich

mitgebracht. Das Weibchen aber hatte große Begierde nach dem Honigbeutel der Biene, und mochte den Käfer nicht. Ich will mit von der Biene essen, sagte es. Das Männchen wollte Nichts davon wissen, und sagte, der Käfer sei auch von feinem Geschmack. — Schäme dich, sagte das Weibchen, habe ich nicht immer meine Beute mit dir getheilt? und hast du mir nicht auch von Allem die Hälfte gegeben? und da hatten wir nicht einmal Verstand. — Sei still, sagte das Männchen, ich will die Biene haben, ich bin der Mann. — Das Weibchen aber schnappte die Biene weg, und lief eilig damit fort. Das Männchen lief voll Zorn hinterher, und erreichte das Weibchen und biß ihm mitten in den Leib. Da mußte das Weibchen die Biene los lassen, und das Männchen lief damit unter den Stein. Das Weibchen hatte eine tiefe Wunde am Herzen, es konnte nicht mehr laufen und wand sich hin und her in Schmerzen, und da fiel es endlich von dem Stein herab und mitten unter die Ameisen hinein.

Das Wasser hatte Alles gesehen und gehört, es schäumte vor Unmuth, und hätte gern sein helles Auge geschlossen, um den Unfug rings umher gar nicht mehr schauen zu können. Aber das konnte es nicht.

Die Ameisen hatten grade eine große Versammlung unten an dem Stein. Ihre Königin hatte sie Alle zusammen gerufen, damit sie mit ihrem neuen Verstand Rath halten möchten, wie sie ihren Staat besser einrichten könnten. Die Königin war der Meinung gewesen, daß Alles bleiben müsse, wie es bisher gewesen, weil Alles gut genug sei und ihre Wohnung vollkommen Schutz gewähre gegen Kälte und Regen, nur sollten einige neue Gänge in der Erde gebaut werden, und ganz in der Tiefe wünschte sie ein geräumiges Gemach für sich allein zu erhalten. Nachher waren aber mancherlei andere Meinungen zum Vorschein gekommen, und es war eine Parthei, die wollte den ganzen Staat anders eingerichtet haben. Das waren die großen Ameisen, die hielten zusammen und behaupteten, die kleinen seien eigentlich die Arbeitsameisen und müßten die großen bedienen. Die kleinen wollten davon nichts wissen, sie waren flink mit der Sprache, und meinten dagegen, es müsse jede für sich selber sorgen. Sie waren grade heftig am Hin- und Herreden, und die großen machten schon Miene über die kleinen herzufallen und ihnen einzuprägen, daß diejenigen mehr Recht haben, welche mehr Stärke haben, als die verwundete

Eidechse von dem Stein herabfiel mitten in die Versammlung. Zuerst liefen die Ameisen erschreckt auseinander, sie merkten jedoch bald, daß die Eidechse am Sterben war; da vergaßen sie ihren Streit und machten sich daran, die willkommene Beute mit vereinten Kräften in ihre unterirdische Wohnung zu bringen und sie da in Ruhe und Frieden zu verzehren. Alsbald war die Eidechse von den kleinen begierigen Feinden bedeckt, sie zogen und zerrten an ihr, doch wurde es ihnen schwer, sie von der Stelle zu bringen, besonders weil sie noch im Todeskampf sich hin und her wand und zappelte. Bald jedoch starb sie, da die scharfen Bisse der Ameisen zu ihrer Wunde hinzukamen.

Einige Käfer waren nicht weit davon beschäftigt, Blumenstengel abzunagen. Die meinten, die todte Eidechse würde ihnen auch gut schmecken. Sie riefen noch andere Käfer herbei, und als ihrer genug waren, gingen sie auf die Ameisen los und ein Hirschkäfer trat vor und befahl ihnen, die Eidechse liegen zu lassen, weil die Käfer beschlossen hätten, dieselbe zu essen. Aber die Ameisen fürchteten sich nicht, sie thaten, als hörten sie Nichts, und viele sahen die Käfer grade so an, als wenn sie sagen wollten: ihr seid auch ein

recht gutes Essen. Die Käfer, noch voll Stolz wegen ihres großen Sieges über die Bienen, fingen den Kampf an. Sie faßten die Eidechse und zerrten sie fort. Da wurden die Ameisen böse, und augenblicklich waren die Käfer alle rundum von Ameisen bedeckt, und die bissen ihnen in die Füße und in die Augen, daß sie sich überwunden bekennen und die Flucht ergreifen mußten. Klagend thaten sie es allen Käfern kund, die ihnen begegneten, und es war nur eine Stimme, daß der Schimpf gerächt werden müsse. Da sammelte sich wieder das ganze Käferheer, und marschirte gegen die Ameisen, wie es vorher gegen die Bienen marschirt war. Wiederum entbrannte ein großer Kampf, denn die Ameisen waren tapfer und es waren ihrer unzählige. Da mußten viele Käfer ihr Leben lassen, und die Ameisen waren so erboßt, daß sie gleich an ihnen fraßen, und es lagen bald wohl hundert da und mehr, die waren schon halb ausgehölt, indessen sie noch mit den Beinen zappelten. Dennoch setzten die Käfer den Kampf fort, und der große Hirschkäfer war Allen voran. Er hatte mit einigen Andern die Eidechse gefaßt, indessen die Meisten sich bemühten, die Eingänge zu der Stadt ihrer Feinde zu zerstören. Gegen diese kämpften

die Ameisen am eifrigsten, denn sie fürchteten, ihre Eier würden aus der Erde herausgewühlt werden, und das ist das Aergste, was den Ameisen widerfahren kann. Es gelang ihnen auch, ihre schöne Stadt zu vertheidigen und den Käfern erging es sehr übel. Unterdessen jedoch hatte der große Hirschkäfer mit seinen starken Genossen die Beute weggeschleppt, und als die Andern das sahen, da liefen sie auch davon. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu, aber die Käfer hatten den größern Verlust erlitten. Gar mancher blieb zurück und diente den Ameisen statt der geraubten Eidechse zur Speise.

Die Blumen hatten mittlerweile ihre Kelche wieder geöffnet, eine nach der andern, denn sie waren neugierig, als sie das Geräusch des Kampfes hörten. Das war für sie ein herrliches Schauspiel, sie jubelten und lachten dazu und riefen immerfort: Drauf! ihr wackern Ameisen, drauf! Laßt keinen von ihnen übrig. Beißt sie todt! beißt sie todt! —

Pfui! rief das Wasser, pfui! — Es hatte Alles gesehen und gehört, und es spritzte unter die Blumen hinein. Zurück! riefen die Blumen, zurück du schlechter Gesell! Das einzige Gute, was an dir ist, das ist, daß wir uns

in dir spiegeln können. — Ihr Uebermüthigen, brauste das Wasser; wo wären eure Farben und wo wäre euer Duft, wenn ich sie euch nicht schenkte. — Da lachten die Blumen alle überlaut.

Das Wasser sah nach dem Stein. Denn da war das Eidechsenmännchen hervorgekommen, nachdem es sich an dem Honig gesättigt hatte. Es wollte nach seinem Weibchen sehen. Sie hatten immer in Frieden gelebt, und es bereute, was es gethan hatte. Auch kam es ihm bald einsam vor, da es satt war, und das Weibchen immer noch nicht kommen wollte. Es kam also auf den Stein, um zu sehen, wo es denn so lange blieb. Heimlich aber fürchtete es, daß es wegen der Wunde nicht gut mit ihm stehen möchte, und es wollte recht gut mit ihm sein. Ei, dachte es unterwegs, so gar arg habe ich nicht gebissen; ich war nur so in Eile; es wird Nichts auf sich haben. — Aber es wußte recht gut, was es gethan hatte, und als es nun sein Weibchen auf dem Stein nicht fand, da erschrak es sehr. Es suchte und suchte in großer Hast nach allen Seiten, und auf einmal da sah es mit Entsetzen, wie die Käfer und Ameisen um den Leichnam kämpften. Da wußte es, daß sein Weibchen von

seinem Biß gestorben war und da klagte es sich selbst an, und sprach in Verzweiflung:

Ach! du liegst ermordet! So ist deine Treue und Liebe vergolten worden. Du liegst ermordet um einen Mund voll Honig, und aller Honig aller Bienen der Welt ist Nichts gegen die Süßigkeit, die du mir gabst. Hast du nicht immer mit mir getheilt, was du hattest? dein Bissen war mein Bissen. Du warst immer fröhlich und sprangst um mich herum, wenn ich Beute herbeibrachte, und wir aßen sie zusammen. Oftmals, wenn wir satt waren, haben wir im Schatten miteinander geruht. Schön waren deine Farben, wenn du mit mir spieltest im Sonnenschein auf dem Stein, und deinen schlanken Leib ineinander schlangst, um meine Augen zu ergötzen. Ach, sie werden es nicht mehr sehen. Aus elender Begierde habe ich dich ermordet, dich zur Beute gegeben dem kriechenden Gewürm. Aber ich will nicht leben ohne dich! dein unschuldiges Blut schreit nach Rache, und ich selbst will dein Rächer sein! —

Damit biß sich das verzweifelte Eidechsenmännchen selbst in den Leib, daß das Blut hervorsprang und stürzte sich von dem Stein hinab in das Wasser.

Selbstmörder! sagte das Wasser, und führte die zappelnde Eidechse mit zürnendem Rauschen hinab in den Wald.

Die Ameisen sahen die Eidechse fallen und kamen eilig an das Wasser, und sagten: Gieb uns den Leichnam, denn die Käfer haben uns den andern genommen.

Fort! ihr Gefräßigen, sagte das Wasser und spritzte unter sie hinein. Weiter unten streckten ein paar Regenwürmer den Kopf zur Erde heraus. Gieb uns den Leichnam, sagten sie, wir sind hungrig, und wollen davon essen. — Schweig! ekelhaftes Gewürm, sagte das Wasser, und berühre nicht meinen reinen Glanz. — Wir sind so rein wie du, sagten die Würmer; Niemand ist so schlank und glatt wie wir.

Das hörten die Blumen und lachten allgemein. Die Würmer sind eitel auf ihre Schönheit, sagten sie, das ist noch das Beste, was wir heute gehört haben. — Sie sahen auch die Eidechse vorübertreiben und spotteten über sie: Seht! riefen sie, wie schön sie schwimmen kann, seht wie sie zappelt; das muß eine Lust sein.

Nun war aber das Wasser voll Zorn über Alles, was es gesehn und gehört hatte. Es spritzte so wild in die

spottenden Blumen, daß sie erschraken und still schwiegen. Dann rauschte es ernst und drohend und sprach laut: Ihr Eiteln Alle und ihr Gefräßigen, ihr Mißgünstigen und Gefühllosen! Thoren insgesammt! Ihr seid des schönen Lebens nicht werth. Schämet euch vor dem blauen Himmel dort oben und vor der glänzenden Sonne. Seht wie der Himmel in meinen klaren Wellen sich freundlich abspiegelt, weil ich seine Schönheit betrachte und bewundere. Seht wie die Sonne ihr strahlendes Gold in reichen Garben mir zum Geschenk macht, weil ich meine Augen offen habe für ihre Herrlichkeit. Sie sind auch für euch da, der Himmel und die Sonne, aber eure Herzen sind verschlossen und darum eure Augen. Und darum habt ihr keine Freuden, sondern nur Hader und Streit. Es ist eine Schande, daß ihr euch so menschlich benehmt.

Es wollte noch mehr sagen; aber das allgemeine Gelächter war stärker, als sein Rauschen. Ei seht doch das dumme Wasser, riefen Alle durcheinander. Das meint, wir könnten den Himmel und die Sonne nicht sehen. — Es läuft durch die Welt und arbeitet nicht; sagten die Bienen. — Es hat gut in den Himmel gucken, sagten die Ameisen,

denn es ißt nicht und trinkt nicht. — Es ist Nichts, als unser Spiegel; sagten die Blumen. — Es ist Nichts, als unser Bad, sagten die nackten Würmer. — Es ist für unsern Durst gemacht; sagten die Käfer. Es ist tückisch, sagten Alle, Wen es fassen kann, den nimmt es mit und ersäuft ihn. Es ist gemein, ganz gemein. —

Das Wasser dachte: Wartet, ich will euch lehren! — Es hielt sich zurück, um sich zu sammeln, dann wollte es anschwillen, und die boshafte Nachbarschaft einmal tüchtig durchwaschen. Indem es sich aber zurückhielt, wurde auch das Wasser in dem Innern des Gesteins zurückgedrängt und konnte nicht in's Freie heraussprudeln. Es wühlte in den Felsengängen, daß ein dumpfes Rauschen gehört wurde. Plötzlich zersprang in der Erde das Gestein, wo es schon seit hundert Jahren morsch gewesen war. Da geschah, was das Wasser selbst nicht gewollt hatte, aber es konnte Nichts mehr daran ändern. Eine neue, mächtige Quelle drang hervor und stürzte in das Bächlein, daß alsbald die losen Steine, die da lagen, umgewälzt wurden, und polternd in den Wald hinabrollten. Das Bächlein schwoll hoch und stolz an, und das gefiel ihm so, daß es bald an gar nichts

anderes mehr dachte. Es schäumte in brausender Lust hinunter; es drang zu beiden Seiten über die Ufer; es hob den alten Baumstamm auf und wälzte ihn um; das Ameisennest schwamm auseinander und das ganze Waldplätzchen wurde überschwemmt. Die Blumen, das Gras und das Moos wurden mit hinabgerissen; die Käfer und die Ameisen schwammen, so gut sie konnten, aber viele gingen unter. Auch in die Wohnung der Bienen lief das Wasser hinein und sie wurde ganz zerstört. Immer stärker drang das Wasser hervor und es wurde ein prächtiger Wasserfall. Der brauste nieder durch den Wald. Die Flut suchte neue Wege auf. Bald stürzten große Bäume von seiner Gewalt und es hölte sich eine tiefe Schlucht aus, an der Seite des Berges hinab durch den Wald bis in das tiefe Thal.

* *
*

Die Fee war spät heimgekommen vom Tanz und schlief in den Tag hinein. Ein Rauschen über ihrer Felsenkammer weckte sie. Sie lauschte, da träufelte Wasser in ihr Bett. Das kam von dem geschwollenen Bächlein, welches grade dahin seinen Weg genommen hatte. Das Wasser sickerte

durch eine Spalte im Gestein; die Erde und das Moos in der Spalte wurden davon bald weggespült; da drang mehr Wasser ein und auf einmal kam ein tüchtiger Regen über die Fee, die noch lauschend und verwundert in ihrem Bett saß. Sie hatte sich warm geschlafen und das Bad wollte ihr nicht gefallen. Zürnend sprang sie auf, um zu sehen, was vorgefallen sei, und ob ihr eine ihrer Schwestern neckend den Schabernack gespielt habe? Als sie herauskam, stand ihr Kind da, und freute sich über das schäumende Wasser. Die Fee eilte aufwärts an dem Wasser hin und das Kind lief neugierig mit. Sie kamen an das Waldplätzchen und an den Stein, bei dem das Wasser brausend aus der Erde kam. Die Fee wollte sich klein machen, um in die Hölung hineinzuschlüpfen, denn sie wollte der Sache auf den Grund kommen; da hörte sie das Wasser lachen, und einige Blumen, die seitwärts standen und noch am Leben waren, aber schon hin und herschwankten, und auch einige Käfer und Bienen und Ameisen, die ganz durchnäßt an einem Baum hinaufkrochen, hörte sie seufzen und wehklagen.

Ei, sagte sie, was ist denn das? hier hat ja Alles Verstand und kann reden. Sie berührte das Wasser mit

ihrem Stäbchen, daß es mit seinem Brausen und seiner Zerstörungswuth einhalten mußte, und nachdem es sich etwas verlaufen hatte, setzte sie sich auf den Stein, und ließ sich von dem Wasser Alles erzählen, was geschehen war. Die Blumen, die noch da waren, sprachen aber auch mit, obgleich sie ganz darnieder lagen, sie klagten das Wasser an, und auch Käfer und Ameisen und Bienen krochen schwerfällig herbei, denn fliegen konnten die Bienen nicht mehr mit ihren nassen Flügeln, und Alle beklagten sich über das Wasser, und daß darin die meisten von ihnen elendiglich hätten umkommen müssen. Das Wasser erzählte aber Alles, was die Thiere und die Blumen gethan hatten, und die Fee merkte bald, daß sie Alle gegeneinander mit bitterm Haß erfüllt waren, das Wasser ausgenommen. Du hast dich bewährt, sagte die Fee zu ihm. Das Wasser ist das Beste. Aber die Strafe hast du ein wenig übertrieben.

Sie wollte gern wissen, welche ihrer Schwestern ihnen die Gabe des Verstandes und der Rede verliehen habe? Das wußten sie nicht. Die Fee sagte ihnen, daß all ihr Unglück davon allein gekommen sei. Das Feenkind stand verlegen dabei und wurde roth. Seine Mutter bemerkte es und

sagte: Ich glaube gar, du hast es gethan. Sprich, ist es so? — Das Kind mußte Alles bekennen und erzählte, wie es Abends vorher da gewesen, und den Blumen und Thieren, so wie dem Wasser Verstand eingezaubert hatte. Die Fee mußte lachen und sagte: Hättest du selbst mehr von dem gehabt, was du diesen Wesen verliehen hast, so würdest du es nicht gethan haben. Warum hast du nicht vorher jene Geschöpfe beobachtet, die mit Verstand begabt sind und miteinander reden können? dann würdest du bald gesehen haben, daß es oft eine größere Wohlthat wäre, diesen ihren Vorzug durch Zauberkraft zu nehmen, als ihn andern zu geben, denen die Weisheit der Natur ihn versagt hat. Hier war Friede und Eintracht und lauter Fröhlichkeit, und nun findest du Feindschaft und Neid und Verwüstung.

Sie schwang ihren mächtigen Stab. Alsbald war es aus mit dem Verstand des Wassers und der Blumen und der Thiere, und sie ging mit ihrem Kinde wieder in ihre Wohnung.

Der Tag war noch nicht vergangen, da war an dem Plätzchen Alles schon wieder so ziemlich in Ordnung. Das Wasser war wieder in seine Klause gebannt, und lief nur

als kleines Bächlein; rund umher begann neues Leben, und ehe acht Tage vergangen waren, standen wieder unzählige Blumen da, und viel tausend Käfer liefen darunter her, und zu den übrig gebliebenen Ameisen waren andere aus dem Wald gekommen, sie arbeiteten mit allem Fleiß und hatten bald ihr Haus wieder hergestellt, und auch die Bienen schwärmten wieder und hatten sich vermehrt, und waren doppelt fleißig, um ihren großen Verlust zu ersetzen. Nur die zwei Eidechsen, die fehlten, die waren von dem Wasser hinabgeschwemmt worden und vielleicht lagen sie im Walde irgendwo beisammen. Ein paar Eierchen jedoch waren zurückgeblieben in einer Ritze des Steins, und als eines Tages recht die Sonne darauf schien, da kamen ein paar winzige Eidechschen zum Vorschein und zappelten vor Freude, daß sie lebendig geworden. Sie wuchsen schnell und wurden sehr schön und spielten schöne Spiele auf dem Stein.

In dem Berge.

Es war einmal eine Höle in einem Berge. Das war in dem Lande, wo die hohen Berge sind, mit ewigem Schnee bedeckt, und mit zackigen Eisspitzen hoch oben, und Gletschern in den Schluchten. Die Höle war so groß, daß man gar nicht bis an das Ende kommen konnte. Neben der Höle stand eine Hütte, darin wohnte ein Eremit. Wenn Reisende kamen, dann führte der Eremit sie in die Höle, und nahm eine Fackel mit, weil es stockdunkel darin war.

Nicht gar weit davon im Walde wohnte auch ein Jäger, der hatte zwei Kinder, Anselm und Lisabeth. Die kannten den Eremiten und besuchten ihn oft in seiner Hütte. Der erzählte ihnen von der Höle, wie dunkel es darin sei, und daß man gar nicht bis an das Ende kommen könne, und daß man bald zwischen den Felsen durchkriechen müsse, und bald in große, hochgewölbte Felsenkammern und Säle komme; und auch, daß man zu beiden Seiten viele tiefe,

dunkle Spalten sähe, in die sich noch Niemand hineingewagt habe. Und auch an ein Wasser komme man, das unterirdisch daher brause, man wisse nicht wohin, und nicht woher es komme.

Die zwei Kinder wären gar zu gern einmal mit in die Höle gegangen, besonders Lisabeth, denn die war von Natur sehr neugierig. Aber ihre Aeltern hatten es ihnen verboten, und der Eremit sagte auch, das sei Nichts für Kinder, denn es sei nicht geheuer in der Höle, er habe oftmals allerlei wunderliche Töne darin gehört, ein Brausen und Schwirren; und von fern her, als käme es aus der Tiefe des Berges, ein Pochen und Hämmern, und Geklapper wie von Mühlrädern. Ja, Mancher, sagte er, der gar zu neugierig gewesen, und allzu tief in die Höle eingedrungen ist, hat den Ausgang nicht mehr finden können, und elendiglich umkommen müssen, wenn er nicht gar von den Berggeistern um's Leben gebracht worden ist.

Die Kinder fürchteten sich zwar, wenn sie ihn so erzählen hörten, aber eigentlich wurden sie nur noch neugieriger.

Eines Tages, da spielten sie an einem Bache, der nicht

weit von der Höle aus dem Walde kam, und da sahen sie ein weißes Eichhörnchen, das hüpfte von Zweig zu Zweig. Da lief Anselm dem Eichhörnchen nach in den Wald hinein, denn er hatte noch nie ein weißes Eichhörnchen gesehen. Lisabeth wartete, bis er wieder käme, um wieder mit ihm zu spielen. Als es aber lange dauerte, wollte sie ihm nachgehen in den Wald. Da hörte sie seine Stimme an der andern Seite, und sah ihn da am Bache stehen, und wunderte sich sehr, wie er wohl dahin gekommen sei, da er doch in den Wald gegangen war. Lisabeth, rief er, komm' mit, und lass' uns in die Höle gehen. Und er ging auf die Höle zu. Lisabeth eilte ihm nach, und rief: Was willst du thun? Der Vater will es ja nicht haben. — Er lachte aber, und sagte: Ei, wir wollen nur ein paar Schritte weit hinein gehen; nur um einmal zu sehen, wie dunkel es darin ist. Lisabeth dachte: da bleib' ich nicht zurück; und ihre Neugierde trieb sie, Anselm zu folgen. Sie kamen an die Höle. Da blieb sie wieder furchtsam stehen; ein kalter Wind fuhr ihr entgegen, daß die blonden Locken von ihrer Schulter aufflogen. Anselm war schon in der Höle.

Es war aber gar nicht Anselm; es war ein Berggeist,

der seine Gestalt angenommen hatte, und seine Stimme. Komm', Lisabeth! komm'! rief er, hier sind wunderbare Dinge zu sehen. Da ging sie auch in die Höle hinein. — Der rechte Anselm kam grade wieder aus dem Wald hervor, denn das weiße Eichhörnchen war auf einmal von den Zweigen herab gesprungen, und er sah es nicht mehr, aber eine schwarze Kugel rollte an ihm vorüber, und verschwand in der Erde; und dann hörte er ein Lachen unter seinen Füßen in der Erde. Das weiße Eichhörnchen war auch ein Berggeist gewesen, der hatte sich mit dem andern verabredet. Anselm wunderte sich sehr über das, was ihm begegnet war, und wollte es Lisabeth erzählen. Da sah er, als er aus dem Walde trat, daß sie in die Höle hineinging, den Berggeist aber, der seine Gestalt angenommen hatte, konnte er nicht mehr sehen, der war schon in der Höle. Er konnte nicht anders denken, als daß Lisabeth ganz allein hineingehe, und wunderte sich, und dachte: die Neugierde ist doch stärker als die Furcht. — Er ging auf die Höle zu, um Lisabeth zurückzurufen; da kam auch der Eremit aus seiner Hütte hervor, denn er hatte Schritte gehört. Anselm sagte ihm, daß Lisabeth in die Höle gegangen sei. Der Alte erschrak;

er sah in die Höle hinein, und sie riefen: Lisabeth, Lisabeth! — Ein Weilchen war Alles still, dann hörten sie einen lauten Schrei, daß sie beide ganz blaß wurden, denn er war voll Wehklagen und Schrecken, und kam aus der Tiefe der Höle. Das ist Lisabeth! rief Anselm, und wollte in die Höle. Aber der Eremit faßte ihn am Arme, und sagte: wir müssen Licht haben, geschwind! hole eine Fackel aus meiner Hütte, und zünde sie am Heerde an, ich will unterdessen lauschen, ob ich noch Etwas hören kann.

Anselm lief in die Hütte, und fand die Fackel, aber weil er so hastig war, gelang es ihm nicht so geschwind, sie anzuzünden. Endlich brannte sie, und er brachte sie dem Eremiten; der hatte noch einen Klageschrei gehört, und eilig gingen sie nun mit der Fackel in die Höle hinein. Nach einer Weile standen sie still und horchten, aber sie hörten Nichts; sie gingen weiter, und horchten wieder, aber es war todtenstill. Sie gingen tief in den Berg. Hier, sagte der Eremit, als sie in eine große Felsenkammer kamen, hier muß es gewesen sein. Er leuchtete umher, er hielt die Fackel in alle Spalten, Anselm rief: Lisabeth! Lisabeth! — aber sie hörten keine Antwort, sie fanden Nichts. Und so riefen sie

und suchten sie noch in vielen Felsenkammern und Spalten, und hinter den großen Steinblöcken, die herum lagen, und kamen endlich an das rauschende Wasser. Weiter kann man nicht kommen, sagte der Eremit, und die Fackel war auch schon ganz abgebrannt. Sie mußten eilig zurück gehen, weil man ohne Fackel den Weg nicht finden konnte. Als sie heraus kamen, sagte der Eremit: Anselm solle zu seinem Vater eilen, damit er käme, und ihm die Höle noch einmal durchsuchen helfe. Lisabeth sei vielleicht irgendwo eingeschlafen, oder ein Berggeist habe sie erschreckt, daß sie ohnmächtig geworden sei. Denn, sagte er, es sind zwar gutmüthige Kobolde und Wichtelmännchen in dem Berg, aber auch gar boshafte sind darunter, wie ich selber mehr als einmal erfahren habe, wenn sie mir die Fackel haben ausblasen wollen. Aber ich habe zur rechten Zeit ein Kreuz geschlagen, und da haben sie mir Nichts anhaben können. — Anselm hörte ihn kaum, er war in großer Angst wegen Lisabeth. Er kam außer Athem bei seinen Aeltern an, und erzählte, was sich begeben hatte. Da erschraken sie sehr, und die Mutter fing an zu weinen. Der Jäger aber machte sich eilig auf zu dem Eremiten, und durchsuchte mit ihm die Höle. Sie

nahmen mehrere Fackeln mit, und wenn eine ausgebrannt war, zündeten sie eine andere an. Sie suchten den ganzen Tag, und die Nacht dazu; der Jäger meinte, er müsse und müsse sein Kind finden, und suchte gar oft an denselben Stellen, wo er schon vorher gesucht hatte. Es war Alles vergebens, Lisabeth wurde nicht wiedergefunden. So mußten sie endlich alle Hoffnung aufgeben, und konnten nicht anders denken, als daß das arme Kind in das Wasser gefallen und von dem unterirdischen Strome fortgerissen worden sei in die Tiefe der Erde.

In dem Försterhause war große Trauer. Die Mutter legte schwarze Kleider an, und der gute Jäger konnte eine Zeitlang gar kein Wild mehr treffen, weil er Wasser in den Augen hatte, und nicht zielen konnte. Anselm aber dachte, es sei noch nicht Zeit zu trauern. Er glaubte nicht, daß sein liebes Schwesterchen todt sei; er dachte an das, was ihm der Eremit gesagt hatte, und wie Lisabeth in Angst nnd Noth geschrieen hatte. Gewiß, dachte er, hat ein böser Kobold sie erhascht und mitgenommen, und wenn ich nur wüßte, wie ich zu ihr kommen könnte, ich wollte sie befreien und wollte dem garstigen Berggeist den Kopf abschlagen.

Er stampfte mit dem Fuß auf die Erde, indem er solche Gedanken hatte, und ballte seine Faust. Denn er war ein gar wackerer Knabe, und hatte schon einmal einen jungen Wolf todtgeschlagen, der Lisabeth beißen wollte.

Als eine Zeit vergangen war, träumte ihm einmal Nachts, daß er die Stimme seiner Schwester höre, und er sah sie im Traum. Sie war sehr blaß, und sah ihn kläglich an, und ihre blonden Haare hingen herab, und träuften von Wasser, und sie sagte mit Seufzen: Anselm, wo bleibst du?

Er wachte auf vor Schrecken, und hörte noch, wie sein Herz klopfte, und er zweifelte nun gar nicht mehr, daß Lisabeth noch am Leben sei, und am Morgen erzählte er den Traum seinen Aeltern. Aber diese meinten, das sei eben nur ein Traum gewesen, und man träume wohl von dem, was Einem am Herzen liege, es sei aber keine Wahrheit darin. Anselm schüttelte ungläubig den Kopf, der Vater aber sagte: Denke nur nicht daran, deine Schwester in der Höle zu suchen. Es ist genug, daß wir ein Kind darin verloren haben; wenn du auch noch darin umkömmst, dann würden die Rehe und Hasen wohl Ruhe vor mir haben,

ja wohl bald über mein Grab hinspringen. Die Jägerin sah den Jäger traurig an, und sagte: Ja wohl, ja wohl, und ich würde es nicht sehen, wie die Rehe und Hasen über dein Grab hinspringen.

Es ging wieder eine Zeit hin, da hatte Anselm denselben Traum zum zweiten Male, und nicht lange, da hatte er ihn zum dritten Male. Da konnte er sich nicht mehr halten. Wo er ging und stand, klang die Stimme Lisabeths in seinen Ohren: Anselm, wo bleibst du? — Er sagte seinen Aeltern nicht, daß er wieder geträumt hatte, er fürchtete, sie möchten ihm wieder nicht glauben, und ihm verbieten, in die Höle zu gehen. Er mußte aber der Stimme seiner Schwester folgen, das war einmal nicht anders, und er wollte es heimlich thun, und dachte: wenn ich den lieben Aeltern Lisabeth wiederbringe, dann werden sie mir nicht zürnen, sondern voll Freuden sein.

Er nahm eines von den Jagdmessern seines Vaters, und als es Abend war, hielt er seine Augen offen im Bett, und wartete bis seine Aeltern in ihre Schlafkammer gegangen waren. Dann stand er heimlich auf, und zog seine Kleider an, und hing das Jagdmesser um seine Schulter

und nahm auch einen Knäuel Bindfaden mit, womit er, als Lisabeth noch da war, einen Drachen hatte steigen lassen. So schlich er zur Thür hinaus und kam bald an die Höle. Der Eremit schlief in seiner Hütte; Anselm hätte wohl gern eine Fackel mitgenommen, aber er fürchtete, den Alten zu wecken, und der würde ihn gewiß von seinem Unternehmen abgehalten haben. So ging er denn in die dunkle Höle hinein, und fühlte zwar etwas Herzklopfen, aber er dachte: Es muß sein, und ich will mich nicht fürchten, es mag kommen, was da will. — Es lag ein großer Stein da, den umwand er mit dem Bindfaden, und machte ihn fest daran, und ging dann getrost in den Berg und behielt den Knäuel in der Hand und wickelte den Faden ab, indem er weiterging. So, dachte er, werde ich den Weg aus der Höle schon wiederfinden, wenn ich dem Faden nachgehe. Er hatte aber einen beschwerlichen Weg, weil er keine Hand vor Augen sehen konnte. Bald ging es aufwärts, bald abwärts, er stolperte über das Steingeröll, und stieß sich an den hervorstehenden Steinspitzen. Er fühlte sich an der Felswand hin; er mußte sich oft durch enge Spalten durchwinden, oft merkte er, daß er sich in großen Räumen

befand. Er ging gar vorsichtig, und stand zuweilen still und lauschte, hörte aber Nichts als schwere Wassertropfen, die von dem Felsgewölbe herabfielen. Ich bin noch nicht weit genug, dachte er, und schritt muthig voran. Er rief auch: Lisabeth! Lisabeth! — Das wiederhallte schauerlich, daß er vor seiner eigenen Stimme erschrak. Sein Zwirnknäuel wurde kleiner und kleiner; er mußte schon tief in dem Berge sein; ja, er meinte, er müsse schon viel weiter sein, als er mit dem Eremiten gekommen war.

Auf einmal stolperte er, die Steine unter seinen Füßen rollten in eine Tiefe, er fiel und glitt mit dem rollenden Gestein hinab. Da kam er wieder auf ebenen Boden, stand auf, und probte seine Glieder. Der Fall hatte ihm Nichts gethan, aber seinen Zwirnknäuel hatte er verloren. — Da suchte er lange darnach umher, konnte ihn aber in dem Gestein nicht wiederfinden, und kam in große Angst, daß er den Weg aus der Höle nicht mehr würde finden können. Er mußte sich endlich entschließen, so gut, wie es ging, den Rückweg zu suchen, er hoffte, noch ehe es Tag würde, heraus zu kommen, und wollte sich dann in sein Bett legen, daß seine Aeltern Nichts merkten, und in der folgenden

Nacht wollte er es besser machen, und dem Bindfaden wieder nachgehn, von Anfang an, bis er seinen Knäuel wieder gefunden hätte.

Er machte sich also wieder auf, und tappte an den Felswänden hin. Er wußte aber keine Richtung, und gerieth immer tiefer in den Berg. Er eilte hastiger voran, weil er dachte, draußen müsse der Tag bald anbrechen, aber er fiel mehr als einmal, und wurde endlich sehr müde und mußte sich hinlegen, um ein wenig auszuruhen. Da hörte er ein Rauschen, und freute sich, denn er dachte, das sei das unterirdische Wasser, und er raffte sich wieder auf, und ging dem Rauschen nach, und erreichte endlich das Wasser. Das brausete gewaltig in seinem Felsenbette. Wenn sie mich morgen suchen, dachte er, so werden sie mich hier finden, denn sie gehen immer mit ihren Fackeln bis an's Wasser. Er setzte sich an einen Stein, und wollte schlafen; aber er konnte nicht einschlafen, obgleich er müde genug war, und es war auch so kalt und feucht da, daß ihn schauerte.

So saß er eine Weile, und dachte, wie schlimm es ihm ergangen sei, und daß er sein Schwesterlein habe holen wollen, und nun vielleicht selbst umkommen müsse. Auf

einmal sah er weit in der Ferne ein Licht. Er dachte zuerst, das sei der Eremit mit einer Fackel; aber das konnte doch nicht sein, denn das Licht war über dem Wasser und flackerte nicht. Es kam näher und näher, und bald konnte er sehen, daß es ein Schifflein war, das auf dem Wasser daher fuhr. Der Schnabel an dem Schifflein bog sich hoch auf, und über das Schifflein zurück, und an der Spitze des Schnabels hing eine Laterne, und leuchtete hell umher. Mit fliegender Eile glitt das zierliche Fahrzeug auf dem unterirdischen Strome. Als es ganz nahe war, sah Anselm auch, daß ein kleines Männchen ganz still, und mit übereinander geschlagenen Armen, darin stand. Das Männchen sah wunderlich aus; es war ganz weiß angezogen, von Kopf bis zu den Füßen, und sein Röcklein war mit Silber bordirt, und es hatte ein silbernes Käpplein auf, und einen langen Silberbart, und ein silberner Hammer hing an seiner Hüfte. Auch das Schifflein war rundum mit Silber geziert, und all' das Silber glänzte von dem Licht der Laterne.

Anselm besann sich nicht lange, und wie das Schifflein eben vorüber gleiten wollte, da rief er: Holla! kleiner Kamerad, halt' an, halt' an! — Da schaute das Silber-

männchen ganz verwundert umher, und sah den Knaben und betrachtete ihn, und winkte dann mit der Hand, und das Schifflein kam an das Ufer, da wo Anselm stand. Was willst du? fragte das Männchen; hast wohl den Weg verloren? — Ich suche meine Schwester Lisabeth, sagte Anselm, die ist hier in dem Berg verloren gegangen. — So so! sagte das Männchen, weiß Nichts von deiner Schwester. Ist manches vorwitzige Menschenkind in die Schluchten gestürzt, in dem Wasser versunken. — Nein, sagte Anselm, mein Schwesterlein ist noch lebendig, denn das habe ich geträumt. — Das Männchen nickte mit Lächeln und sagte: Mag wohl richtig sein, was du geträumt hast, gute Träume kommen von guten Geistern. — Kannst du mir meine Schwester nicht suchen helfen? fragte Anselm. — Hab' keine Zeit, sagte das Männchen, muß eilig fort zu meinen Genossen. — Damit hob es wieder die Hand auf, und das Schifflein wendete sich. — Wenn du nicht bei mir bleiben willst, rief Anselm entschlossen, so will ich mit dir fahren; — und damit sprang er hurtig in das Schifflein, daß es bald umgeschlagen wäre. — Hoho! sagte das Männchen mit Lachen, bist ein kecker Bursche; magst immerhin mitfahren,

p. 160.



männchen ganz verwundert umher, und sah den Knaben und betrachtete ihn, und winkte dann mit der Hand, und das Schifflein kam an das Ufer, da wo Anselm stand. Was willst du? fragte das Männchen; hast wohl den Weg verloren? — Ich suche meine Schwester Lisabeth, sagte Anselm, die ist hier in dem Berg verloren gegangen. — So so! sagte das Männchen, weiß Nichts von deiner Schwester. Ist manches vorwitzige Menschenkind in die Schluchten gestürzt, in dem Wasser versunken. — Nein, sagte Anselm, mein Schwesterlein ist noch lebendig, denn das habe ich geträumt. — Das Männchen nickte mit Lächeln und sagte: Mag wohl richtig sein, was du geträumt hast; gute Träume kommen von guten Geistern. — Kannst du mir meine Schwester nicht suchen helfen? fragte Anselm. — Hab' keine Zeit, sagte das Männchen, muß eilig fort zu meinen Genossen. — Damit hob es wieder die Hand auf, und das Schifflein wendete sich. — Wenn du nicht bei mir bleiben willst, rief Anselm entschlossen, so will ich mit dir fahren; — und damit sprang er hurtig in das Schifflein, daß es bald umgeschlagen wäre. — Hoho! sagte das Männchen mit Lachen, bist ein kecker Bursche; magst immerhin mitfahren,

p. 160.



männchen ganz verwundert umher, und sah den Knaben und betrachtete ihn, und winkte dann mit der Hand, und das Schifflein kam an das Ufer, da wo Anselm stand. Was willst du? fragte das Männchen; hast wohl den Weg verloren? — Ich suche meine Schwester Lisabeth, sagte Anselm, die ist hier in dem Berg verloren gegangen. — So so! sagte das Männchen, weiß Nichts von deiner Schwester. Ist manches vorwitzige Menschenkind in die Schluchten gestürzt, in dem Wasser versunken. — Nein, sagte Anselm, mein Schwesterlein ist noch lebendig, denn das habe ich geträumt. — Das Männchen nickte mit Lächeln und sagte: Mag wohl richtig sein, was du geträumt hast, gute Träume kommen von guten Geistern. — Kannst du mir meine Schwester nicht suchen helfen? fragte Anselm. — Hab' keine Zeit, sagte das Männchen, muß eilig fort zu meinen Genossen. — Damit hob es wieder die Hand auf, und das Schifflein wendete sich. — Wenn du nicht bei mir bleiben willst, rief Anselm entschlossen, so will ich mit dir fahren; — und damit sprang er hurtig in das Schifflein, daß es bald umgeschlagen wäre. — Hoho! sagte das Männchen mit Lachen, bist ein kecker Bursche; magst immerhin mitfahren,

p. 160.



aber das Wasser geht weit und der Berg ist tief. — Anselm sagte: er müsse nun einmal sein Schwesterlein wieder finden, das habe er sich in den Kopf gesetzt, möge es gehen so weit als es wolle. — Gut, gut! sagte der Kleine, will dich zum König bringen.

Das Schifflein schoß unter den dunkeln Felsengewölben dahin, wie ein Pfeil vom Bogen. Zu beiden Seiten stiegen die Wände gradauf aus dem Wasser. Sie standen oft nahe zusammen, daß das Wasser zwischen ihnen brausete und schäumete, oft wichen sie weit auseinander, und es war ein breiter Strom. Es ging bald rechts, bald links; es lagen auch große Steinblöcke in dem Wasser; aber das Schifflein umglitt sie in leichten Wendungen, und stieß nirgends an. Und so fuhren sie tiefer und tiefer in den Berg hinein, wohl eine Meile weit.

Anselm unterhielt sich unterdessen mit dem Männchen; er erzählte ihm von dem weißen Eichhörnchen, und wie es sich in eine Kugel verwandelt hatte, und in die Erde gerollt war, und wie Lisabeth allein in die Höle gegangen sei. Das Männchen zwinkerte mit den Augen, und sagte: So, so! — böse Erdmänner werden dein Schwesterlein gelockt

haben. — Sind das deine Genossen? - fragte Anselm. — Kenne sie, sagte das Männchen, sind nicht meine Genossen, sind häßlich und böse. Wir sind Silbermänner, sind weiß und sauber, machen Silber. Mögen uns nicht leiden, die Erdmänner und die Steinmänner. — Ach, sagte Anselm, wenn Lisabeth nur nicht bei den Erdmännern und den Steinmännern ist. — Ja, sagte das Männchen, sie sind stark, sehr stark, können nicht bezwungen werden. Will dich zum König bringen, Silberkönig ist mächtig, kann dir vielleicht helfen. —

So sprachen sie miteinander, und endlich wendete sich das Schifflein zum Ufer, und das Männchen nahm die Laterne, und sie stiegen aus, und eine Treppe hinauf, zwischen Felswänden. Sie kamen oben an ein silbernes Thor, da klopfte das Männchen drei Mal, und es wurde aufgethan. Nun kamen sie in einen großen Raum, der war mit vielen Lampen erleuchtet, welche Tageslicht ausstrahlten, denn draußen war die Sonne schon aufgegangen, und das Licht kam durch Röhren herunter von der Oberwelt, wie Anselm nachher erfuhr. Rechts und links waren viele Kammern, da waren die Silbermännchen am Arbeiten, und machten Silber.

Viele von ihnen kamen heraus, und betrachteten Anselm mit Neugierde, und betasteten ihn, denn sie hatten noch nie einen lebendigen Menschen so in der Nähe gesehen. — Sie kamen noch durch viele Säle, und das Gedränge wurde immer größer; endlich traten sie in einen großen, prächtigen Saal, darin war Alles von Silber, und es hingen wohl hundert silberne Kronleuchter darin, und auf jedem Kronleuchter waren wohl hundert Lichter, die strahlten Sonnenschein aus. Der Silberkönig aber saß da auf seinem Thron, und das Männchen aus dem Schiffe führte Anselm an den Thron, und stellte ihn dem König vor, und erzählte, wie es ihn gefunden hatte. Der Silberkönig sah freundlich aus, und ließ sich von Anselm Alles erzählen, und lobte ihn, und sagte, daß er eine gute That unternommen habe, und daß er ihm gern helfen wolle, wenn er nur wüßte, wo Lisabeth wäre. Einstweilen solle er sich's wohl sein lassen, denn es sei grade Zeit zu frühstücken, und er könne auch den ganzen Tag dableiben, und in seinem Pallaste schlafen.

Sie gingen in einen andern Saal, da waren viele Tische gedeckt, und da setzten sich alle Silbermännchen, und aßen. Anselm saß mit dem König an einem Tische allein,

und ließ sich's wohlschmecken, denn er hatte großen Hunger. Nachher, als sie gegessen hatten, spielten die Silbermännchen in allen Sälen, und Anselm spielte mit ihnen. Sie sprangen übereinander weg, sie gingen auf den Händen, sie kauerten sich zusammen, und rollten wie Kugeln nebeneinander, sie warfen sich mit Silberschaum, was Alles gar lustig zu sehen war. Endlich war es Zeit zur Arbeit, da gingen sie in ihre Kammern, und Anselm sah, wie das Silber gemacht wurde. — Neben dem großen Silberthor war eine Felsenspalte, da brausete das Wasser herab, zwischen Mühlrädern durch, die gegeneinander gingen, so daß das Wasser ganz in glänzenden Schaum verwandelt wurde. Den Schaum fingen die Silbermännchen auf, ehe er vergehen konnte, und thaten ein weißes Pulver dazu, und kneteten ihn in Hast und Eile, und hämmerten darauf, und warfen ihn von Hand zu Hand, und es war ein Klopfen und Recken und Strecken, wunderlich zu sehen, und endlich war das Silber fertig, und wurde weggefahren in den Berg. Anselm dachte: die Kunst möchte ich wohl verstehen, die könnte mir von Nutzen sein, wenn ich wieder in die Welt komme. Ein Silbermännchen aber sagte ihm, es komme besonders auf das weiße Pulver an,

das bekämen sie von dem König, der wisse allein das Geheimniß, und darum sei er König.

Der Silberkönig kam auch daher spaziert, und führte die Aufsicht, und zeigte Anselm Alles, aber das Geheimniß von dem Pulver durfte er ihm nicht verrathen. Anselm blieb den ganzen Tag da, bis die Lampen verlöschten, weil auf der Oberwelt die Sonne unterging. Er wurde in eine Kammer geführt, und legte sich zu Bette, und das Bett war zwar hart genug, denn es waren lauter silberne Kissen darin, aber weil er müde war, schlief er doch sehr gut, und träumte von seinem Schwesterlein.

Als er aufwachte, fingen die Lampen grade wieder an zu leuchten, und der Silberkönig kam zu ihm, und sagte ihm, daß die Boten, welche er ausgeschickt hatte, um zu erfahren, wo seine Schwester sei, zurückgekommen wären, daß sie aber von der armen Lisabeth Nichts gehört hätten, und daß es am Besten wäre, wenn er weiter führe zum Goldkönig, der wisse vielleicht Etwas. So sprach aber der Silberkönig, weil er glaubte, daß Lisabeth von den Erdmännern oder Steinmännern geraubt worden sei, und vor denen fürchtete er sich, und darum wollte er Anselm weiter schicken. —

Anselm dankte ihm für seine Sorgfalt, und für die gute Aufnahme, und der Silberkönig begleitete ihn an das Schifflein, und gab ihm ein Silbermännchen mit, und zum Andenken gab er ihm einen blanken Heckthaler, und nahm dann Abschied, und Anselm fuhr mit dem kleinen Fährmann wieder auf dem unterirdischen Wasser, tiefer und tiefer in das Gebirge hinein.

Das Schifflein hielt an einem goldenen Thor; das Silbermännchen klopfte an, und sie wurden eingelassen, und kamen in den Pallast des Goldkönigs. Da liefen die Goldmännchen herbei, die hatten Alle gelbe Kleider an, mit Goldlitzen geziert, und hatten goldene Käppchen auf und goldene Hämmerchen in den Händen. Sie begrüßten den Knaben und betrachteten ihn, und führten ihn in den großen Goldsaal, wo der König auf seinem Thron saß. Da war Alles noch viel schöner als bei dem Silberkönig; Alles war von Gold, was man sah, und glänzte herrlich von dem Lichte der Kronleuchter. Der König hatte einen goldenen Mantel um, und eine prächtige Krone auf dem Kopfe, und einen langen, rothglänzenden Bart. Das Silbermännchen war mitgegangen, und richtete eine Empfehlung aus von dem

Silberkönig, und sagte, der ließe sagen: der Jägersohn heiße Anselm, und sei ein gutes Menschenkind, und der Goldkönig möge ihm in seinem Unternehmen beistehen, wenn er könne. Der Goldkönig nickte freundlich, und ließ sich von Anselm erzählen, warum er in den Berg gekommen war. Als er Alles gehört hatte, bedauerte er die arme Lisabeth, und weil Anselm den Schrei gehört hatte, so dachte er ebenso wie der Silberkönig in seinem Innern, sie möge wohl von den Erdmännern geraubt worden sein. Vor denen fürchtete er sich aber, obgleich er der Goldkönig war, und darum machte er zwar ein freundliches Gesicht, bedachte sich aber ein wenig lange, und sagte dann zu Anselm: Weiß nicht, wo dein Schwesterlein ist, und kann dir nicht helfen in deiner Angelegenheit. Will dir aber einen Fährmann mitgeben zum Rubinkönig, der wohnt nicht weit, und ist mächtiger als ich, und der hat vielleicht etwas von deinem Schwesterlein erfahren. — So suchte auch der Goldkönig seinen Gast wieder los zu werden, obgleich er ein sehr guter König war. Seine Furcht vor den Erdmännern war doch noch größer, als seine Güte.

Anselm dankte ihm, und bat ihn, er möge ihm nur

noch erlauben, ein wenig zuzusehen, wie das Gold gemacht würde. Der Goldkönig lobte ihn wegen seiner Wißbegierde, und befahl, daß alle Goldmännchen an die Arbeit gehen sollten, und führte ihn herum, daß er Alles sah. Es war da ein großer Spiegel in dem Gestein eingefügt, der war voller Glanz. Das sind Sonnenstrahlen, sagte der König, die werden hoch oben auf dem Berge, wo eine Spalte ist, mit einem andern Spiegel aufgefangen, und werden herabgeleitet in die Erde, von Spiegel zu Spiegel, bis sie in diesen Spiegel fallen, das ist der Hauptspiegel, der ist vom feinsten Bergkrystall, und die Strahlen brennen darin wie Feuer, und sind schon ganz dick. — Anselm konnte wirklich nicht in den Spiegel hineinsehen, so brannten die Strahlen darin. Die Goldmännchen standen bereit, und wie die Strahlen aus dem Hauptspiegel hervorstrahlten, wurden sie in kleinen Spiegeln aufgefangen, und wurden darin gerüttelt und geschüttelt, und ein gelbes Pulver dazu gethan, und dann wurden sie heraus genommen, und geknetet und gereckt und gestreckt, und gingen von Hand zu Hand, und kamen in das Hammerwerk, wo sie gehämmert wurden, und endlich war das Gold fertig und wurde fortgefahren in den Berg.

— Die Goldkunst, dachte Anselm, wäre noch besser zu wissen als die Silberkunst, aber es gehören viele Hände dazu. — Wenn er aber auch Hände genug gehabt hätte, so hätte er doch kein Gold machen können, denn es kam auf das gelbe Pulver an, das gab der Goldkönig dazu, und der wußte allein das Geheimniß.

Hernach wurde Anselm noch von dem Goldkönig bewirthet und an das Schifflein begleitet, da nahm er Abschied und gab ihm ein Goldmännchen mit, und zum Andenken gab er ihm einen goldenen Thaler, und sagte ihm, den solle er gut bewahren, denn es sei ein Heckthaler. Drauf fuhr Anselm wieder auf dem unterirdischen Wasser daher, schnell wie der Wind und meilenweit, und das kleine Laternchen an dem Schiffsschnabel beleuchtete seinen Weg; vorwärts und rückwärts aber sah er in tiefes Dunkel.

Endlich erschien ein rothes Licht in der Ferne, das wurde immer größer und glänzender, und als sie nahe daran waren, legte das Schifflein an, und sie stiegen aus, und gingen darauf zu. Da sah Anselm, daß es das Rubinthor war an dem Pallast des Rubinkönigs, das glänzte so von dem Licht in dem Innern des Pallastes, weil es durch-

scheinend war. Das Goldmännchen klopfte an, und sie kamen in den Pallast, und alsbald kamen viele Rubinmännchen, die waren prächtig anzusehen, denn sie hatten rothe Kleider an, und in den Strahlen der brennenden Lampen an den Wänden blitzte und leuchtete das rothglühende Gestein, womit sie geziert waren. Sie begrüßten Anselm sehr freundlich, und betrachteten ihn und riefen: Seht die Lippen, ei wie schön sind seine Lippen; seine Lippen sind das Schönste.

Sie kamen in den Saal des Königs, der saß da auf seinem Throne. In dem Saale aber war Nichts, was nicht von purem, glänzendem Rubinstein gemacht war; der Thron und die Tische und Stühle, und die Säulen und die Spiegel und alle Kronleuchter. Am Herrlichsten glänzte die Krone des Königs, und einen rothen Mantel hatte er um, an dem war Stein an Stein, und er hatte einen langen purpurnen Bart, und wenn er mit der Hand darüber strich, fielen kleine Rubinsteine heraus.

Der König war freundlich und ließ sich Anselm vorstellen; als er aber seine Geschichte gehört hatte, da ging es nicht besser als bei dem Silberkönig und dem Goldkönig,

denn er sagte, daß er nicht wisse, wo Lisabeth hingekommen sei, und daß er ihm nicht helfen könne, und es wäre am Besten, wenn Anselm weiter ginge zum Saphirkönige, der habe vielleicht Etwas erfahren. So sprach aber der Rubinkönig, weil er in seinem Innern dachte, Lisabeth möge wohl von den Erdmännern geraubt worden sein, und vor den Erdmännern fürchtete er sich, ebenso wie der Goldkönig, und wollte Nichts mit ihnen zu thun haben. Um jedoch Anselm seine gute Gesinnung zu beweisen, lud er ihn zur Mahlzeit ein, und Anselm aß mit ihm und mit den vornehmsten Rubinmännchen zusammen, und nachher, als man sah, daß es Abend war, weil die Lampen anfingen, etwas dunkel zu brennen, da sagte der Rubinkönig zu Anselm, es sei jetzt grade die rechte Zeit, wenn er sehen wolle, wie Rubinstein gemacht werde. Sie gingen miteinander in die Werkstätten, wo die Rubinmännchen schon in voller Arbeit waren. Sie machten den herrlichen Edelstein ebenfalls mit Spiegeln, so wie die Goldmännchen das Gold machten; die Rubinmännchen aber hatten Spiegel von rothem Bergkrystall, und sie fingen darin oben auf dem Berge das Morgenroth und Abendroth auf, und leiteten es in die Erde herab, bis in den Haupt-

spiegel, aus welchem es dann in wallender Bewegung hervorglänzte. Um aber einen Rubinstein zu machen, so groß wie eine Hand, brauchten sie das Morgenroth und Abendroth von acht Tagen, und es durfte kein Regenwetter sein. Darum kann man auch viel weniger Rubinstein in der Erde finden als Gold und Silber, und Rubin ist viel kostbarer.

Anselm schlief in der Nacht in einem Bette von Rubin, und am andern Morgen gab ihm der König einen Rubinstein zum Andenken, der gerade fertig geworden war, und dann fuhr Anselm weiter mit einem Rubinmännchen zum Saphirkönig. Da kamen sie bald an; und da war Alles blau, das Thor, und alle Wände und Säulen und der Thron des Königs, und Alles was man sah. Alle Säle leuchteten von azurnem Schimmer, und die Saphirmännchen hatten himmelblaue Kleider an, mit Saphirsteinen besetzt, und sahen auch in den Gesichtern ganz blau aus von dem Widerschein, so daß man sich vor ihnen hätte fürchten können. Besonders der König mit seinem langen blauen Barte wollte Anselm nicht gefallen. Er wurde jedoch gut aufgenommen; die Saphirmännchen sprangen um ihn herum,

und riefen: Seht die Augen, seht die Augen, die Augen sind wunderschön. — Denn Anselm hatte dunkelblaue Augen. — Er sah da auch, wie die Saphirsteine gemacht wurden. Oben auf dem Berg, so sagte man ihm, war ein stiller einsamer See, in dem spiegelte sich tief hinab der blaue Himmel. Sie hatten aber lauter Löchelchen gebohrt, dadurch sickerte das Wasser herab und träufelte durch viele große Siebe, von einem in das andere, in denen waren Veilchen und Vergißmeinnicht. Und unten sammelten sie die Tropfen, und thaten ein blaues Pulver hinzu, welches sie von dem Saphirkönig erhielten. Das gab einen blauen glänzenden Brei, den kneteten sie, und reckten und streckten ihn, und hämmerten darauf, und endlich wurde Stein daraus, und dann schliffen sie den Stein, und es war kostbarer Saphir. Das hätte Anselm wohl gern gelernt, aber der König durfte das Geheimniß von dem Pulver nicht verrathen.

Als ihm Anselm seine Geschichte erzählt hatte, da ging es wieder, wie es bei den andern Königen gegangen war. Der Saphirkönig wußte auch Nichts von Lisabeth, und schickte Anselm weiter zur Smaragdkönigin. Er gab ihm aber einen schönen Saphirstein zum Andenken.

Die Smaragdkönigin wohnte ganz nahe dabei, und war mit dem Saphirkönig verlobt. Anselm kam bald in ihren Pallast, und da fand er lauter Weibchen, lauter grüne Smaragdweibchen. Die kamen ihm schüchtern entgegen, wenn er aber vorüber war, sahen sie ihm mit schmachtendem Lächeln nach, denn er gefiel ihnen sehr. Aber obgleich sie feine Gesichter hatten, sahen sie doch gar zu grün aus von dem Widerschein aus den glänzenden Smaragdwänden und Spiegeln, und Anselm konnte sie nicht gar anmuthig finden. Das Saphirmännchen aber, welches mit ihm gekommen war, das grüßte nach allen Seiten, und meinte, man könne gar nichts Schöneres sehen als die zierlichen Smaragdweibchen in ihren hellgrünen Kleidern. Sie kamen zur Königin. Die war sehr ernst und sprach nicht viel, und als sie hörte, warum Anselm in den Berg gekommen war, da fürchtete sie, wenn er seine Schwester fände, und der Saphirkönig sie sähe, so möchte er sie schöner finden, als sie selbst sei, und darum wollte sie von der Sache Nichts wissen, und wurde mürrisch, und sagte dem Knaben, er solle nur machen, daß er wieder aus dem Berg herauskomme, denn seine Schwester sei gewiß in das Wasser gefallen und ertrunken. Sie wollte

ihm auch nicht einmal erlauben, daß er sähe, wie Smaragd gemacht würde, und Anselm ging daher wieder zu seinem Schifflein, und fuhr zurück zum Saphirkönig. Der mußte lachen, als er hörte, wie eifersüchtig seine Braut gewesen war. Er gab Anselm den Rath, zur Diamantkönigin zu fahren, denn sie sei mächtiger als sie Alle, und sie sei sehr gut, und werde ihm gewiß gern helfen.

Anselm stieg also wieder in das Schifflein, und fuhr mit dem Saphirmännchen zur Diamantkönigin.

Die wohnte sehr tief in dem Gebirge. Als sie näher dahin kamen, wurde es heller und heller, denn da hingen schon diamantne Laternen an den Wänden. Dann sahen sie das diamantne Thor, und stiegen aus, und gingen in den Pallast hinein. Der war aber schöner als Alles was Anselm noch bisher gesehen hatte, denn da war Alles von Diamant, und Diamant glänzt von allen Edelsteinen am Meisten. Es kamen alsbald viele Diamantweibchen, die waren so zierlich und so freundlich, und hatten ganz schneeweiße Kleider an, die mit Diamanten besetzt waren, und trugen Diamanten in den Haaren und um den Hals, daß man sie nicht ohne zu blinzeln ansehen konnte, so glänzten die Edelsteine

Sie begleiteten Anselm durch viele Säle. Die waren immer einer schöner als der andere, bis sie in den Thronsaal kamen; darin waren hundert und zwanzig diamantne Kronleuchter, und rundum waren schlanke Säulen, immer zwei und zwei, die umeinander gewunden waren; und da war auch alles andre Edelgestein zu sehen; es hingen da Guirlanden von Säule zu Säule, das waren Blumen von Edelsteinen gemacht, Rubinrosen und Saphirveilchen, und das Laub war von Smaragd. Der Fußboden war eine schöne Mosaikarbeit von Gold und Silber, mit eingelegten Steinen von allen Arten, auch Topas und Amethist und geschliffenem Achat, und er glänzte sehr schön und spiegelte Alles ab, denn er war grade mit Diamantsand gescheuert worden. Der Thron stand unter einem goldenen Baldachin, und hatte sieben Stufen; er war von purem Diamant, und auch die Stufen. Die Königin saß darauf, und strahlte herrlicher in ihrem Geschmeide und ihrer Krone, als alle hundert und zwanzig Kronleuchter zusammen; und an jeder Seite der Königin standen auf den Stufen des Thrones sieben Diamantmädchen, die vornehmsten und schönsten, die sie hatte.

Sie sah Anselm gar aufmerksam an, als er herankam, und lächelte ihm entgegen. Er stand ganz verwirrt vor ihr, denn er war geblendet von all' der Herrlichkeit. Da stieg sie von dem Throne herab, und nahm ihn bei der Hand, und er meinte, er hätte noch nie ein so liebliches Gesichtchen gesehen als das ihrige; sie aber meinte, daß Anselm schöner sei als alle Edelsteinkönige, die in den unterirdischen Hallen wohnten. Und Anselm hatte doch nur einen einfachen grünen Rock an, der aus einem alten Rock seines Vaters für ihn zurecht gemacht worden war.

Nachdem sie nun so ein wenig Bekanntschaft gemacht hatten, mußte er ihr Alles erzählen, und es gefiel ihr sehr, daß er so viel für seine Schwester gewagt hatte, und sie versprach ihm, so viel in ihrer Macht stände, ihm behülflich zu sein. Sie ließ ein herrliches Mahl zurichten, und lud alle Diamantmädchen dazu ein, und Anselm mußte obenan, neben der Königin sitzen, und sie gab ihm das Beste von allen Schüsseln. Nachher fingen die Lampen an auszugehen. Da ließ sie ihn in eine schöne Kammer führen, wo er ein diamantnes Bett fand, und obgleich es härter war als das Goldbett und das Rubinbett, so schlief er doch sehr gut

darauf, und träumte die ganze Nacht von Lisabeth, und von der freundlichen Diamantkönigin.

Am andern Tage, als die Lampen wieder leuchteten, führte sie ihn herum, und er sah, wie Diamant gemacht wurde. Das war eine liebliche Arbeit und die Diamantenweibchen sangen und lachten dabei in Einemfort. — Der Diamant ist von dem feinsten Wasser, sagen die Menschen, und das ist wahr; aber sie wissen nicht, welches das feinste Wasser ist. Das sind aber die Thränen guter Menschen. Die Trauerthränen, welche sie weinen, werden Perlen, aus den Freudenthränen aber werden Diamanten gemacht. Wir wissen sie zu sammeln, sagte die Königin, wohin sie immer fallen mögen, denn wir können uns verwandeln, wie wir wollen. Wir saugen sie als Blumen ein mit unsern Wurzeln, wenn sie in die Erde sinken, und trinken sie wieder als Schmetterlinge aus den Blumenkelchen, und bringen sie herab in die Erde. Sie gehen von Hand zu Hand, und die, welche hier unten damit ankommen, haben schon ganze Schalen voll davon. — Anselm sah auch viele Diamantmädchen eine Wendeltreppe herabkommen, die trugen vorsichtig Thränenschalen in den Händen. Die Thränen wurden

dann einzeln aufgehängt, bis sie halb trocken waren, dann wurden sie zusammen geknetet, und wurden gereckt und gestreckt, und mit feinen Hämmern gehämmert. Es kam aber kein Pulver dazu, denn Diamant muß ganz durchsichtig bleiben. Wenn der kostbare Stein fertig war, dann machten die Diamantweibchen allerlei Geschmeide daraus, und zierten sich damit, was aber übrig blieb, das wurde in den Berg gefahren. — Die Königin führte Anselm in einen Saal, da waren lauter fertige Arbeiten, die schönsten Geschmeide. Da sollte er sich Etwas aussuchen; aber er war zu bescheiden. Die Königin nahm einen Reif von der Wand, der war so schön, wie noch nie ein Erdenkönig einen gehabt hat, den wand sie Anselm um den Kopf, und er stand ihm so gut, daß wenn er nicht den grünen Rock angehabt hätte, man ihn für den Diamantkönig hätte ansehen können. Die Königin betrachtete ihn, und dachte in ihrem Innern, wenn er Diamantkönig würde, so würde er nur, was er zu werden werth wäre, und sie würde sich sehr wohl dabei befinden.

Sie führte ihn wieder in den Thronsaal, und sie lebten den Tag in Freuden. Als es aber Abend war, da kamen viel Gäste, denn die Königin hatte Einladungen ergehen

lassen zu einem großen Feste, Anselm zu Ehren. Er sollte die ganze unterirdische Pracht sehen. Sie dachte aber auch, bei dem Feste Etwas von seiner Schwester zu erfahren, und darum hatte sie auch ein Erdmännchen einladen lassen, das erste, welches ihre Boten gefunden hatten.

Der Goldkönig und der Silberkönig kamen zuerst, nebst den vornehmsten Goldmännchen und Silbermännchen. Dann kam der Rubinkönig mit den Rubinprinzen, und dann der Saphirkönig und die Smaragdkönigin mit großem Gefolge, und nachher kamen noch viele Andere, die Anselm noch nicht gesehn hatte, als zum Beispiel der Topaskönig und viele Amethistprinzen. Sie waren Alle in ihrem besten Staat. Anselm war aber auch zu dem Feste geschmückt worden, denn die Königin hatte ein geschicktes Diamantweibchen kommen lassen, das hatte Anselms Kleider mit den schönsten Diamanten besetzt, und mit andern Edelsteinen, so daß man den grünen Rock kaum noch sehen konnte, und Alle bewunderten ihn, besonders die Smaragdweibchen. Aber die Diamantweibchen waren ihm lieber.

Am wenigsten schön waren die Kristallmännchen und die Kristallweibchen, die auch gekommen waren. Die durften

auch nicht in den Saal, weil sie unächt waren, sie wurden auf die Gallerie gelassen und durften zusehen. Das war aber genug Ehre für sie.

Hoch in dem Saal hingen diamantne Glocken, große und kleine, und wie die Diamantkönigin das Zeichen gab, begann ein herrliches Glockenspiel. Das klang wunderbar in den unterirdischen Hallen. Die Königin nahm Anselm bei der Hand, und fing mit ihm den Tanz an, und dann tanzten die Andern Alle. Der Goldkönig, und der Silberkönig, und der Rubinkönig, und die andern Könige und Prinzen durften mit Diamantmädchen tanzen, aber sonst Niemand, denn die Diamantmädchen sind alle geborne Prinzessinnen.

Die Smaragdkönigin hatte sich auf das Beste herausgeputzt, und hatte gehofft, die Diamantkönigin zu überstrahlen. Aber sie war gar zu grün und sah bleich aus, und es war nicht ihre Natur, freundlich zu sein; darum tanzte fast nur der Saphirkönig mit ihr, und nachher mußte sie mit einem Amethistprinzen vorlieb nehmen. Sie sagte zu ihm beim Tanzen, die Diamantkönigin mache sich mit dem Jägerburschen gemein, und das sei ganz unerhört. Der Amethistprinz stimmte mit ihr überein, denn er war der

Meinung, daß er selbst am Besten zum Diamantkönig passe. — Den zweiten Tanz tanzte die Diamantkönigin mit dem Saphirkönig. Der konnte nicht wegsehen von ihren blitzenden Augen, und Alle sagten, daß das ein schönes Paar wäre. Die Smaragdkönigin wurde noch grüner vor Aerger, und wäre beinah ohnmächtig geworden.

Anselm suchte sich die schönsten Diamantmädchen aus, und tanzte mit einem nach dem andern. Denn obgleich er kein Prinz war, durfte er doch mit ihnen tanzen, weil er mit der Königin getanzt hatte. Die Smaragdweibchen sahen sehr schmachtend nach ihm, aber er that, als bemerke er es nicht, weil ihre Königin nicht artig gegen ihn gewesen war. — So tanzten sie und sprangen sie, und freuten sich, und das Glockenspiel erklang herrlich dazu, und indem sich die bunte Gesellschaft in dem Diamantsaal fröhlich bewegte, blitzten die Lichtstrahlen in den Edelsteinen von allen Farben; es war eine Pracht. Die Krystallweibchen auf der Gallerie wußten nicht, wohin sie am Meisten sehen sollten.

Endlich kam auch das Erdmännchen, und da entstand eine Verwirrung; der Tanz hörte auf, und Alle wichen auf die Seite. Das Erdmännchen ging mitten hindurch. Es

war ganz grau und schmutzig. Der Rubinkönig wurde roth vor Aerger, daß ein solcher Gast in die Gesellschaft kam; die Amethistprinzen sagten ganz laut: Pfui! die Smaragdkönigin hielt sich die Nase zu, und da thaten es auch alle Smaragdweibchen. — Das Erdmännchen merkte Alles recht gut, es sah gar trotzig mit seinen stechenden Augen umher, und als es bei der Smaragdkönigin war, machte es ihr ein affektirtes Kompliment mit einem Kratzfuß hinten hinaus, und man sah wohl, daß es nicht aus Respect geschah, sondern aus Schabernack. Der Saphirkönig sah es, und griff an sein Schwerdt, weil seine Braut beleidigt worden war, und es würde wohl nicht gut gegangen sein, wenn ihm die Diamantkönigin nicht gewinkt, und dann das Erdmännchen freundlich bewillkommnet hätte.

Die Erdmänner und ebenso die Steinmänner hassen die Edelsteingnomen, weil sie vornehmer sind, und thun ihnen Leid an, wo sie nur können. Die Edelsteingnomen aber fürchten sich vor ihnen, und lassen sich Vieles gefallen, weil der Erdmänner und Steinmänner gar zu viele sind, und weil sie Alle sehr stark sind.

Das dicke Erdmännchen war aber doch auf den Ball

gekommen, denn es hatte ihm sehr geschmeichelt, daß es von der Diamantkönigin eingeladen worden war, und es war auch neugierig und wollte die vornehme Welt einmal in ihrem ganzen Staat sehen. Als ihm die Diamantkönigin entgegen kam, benahm es sich etwas artiger. Die Andern aber konnten die Freundlichkeit der Diamantkönigin nicht begreifen, sie waren sehr entrüstet, und besonders die Krystallmännchen waren außer sich, und sagten zu einander: Warum sind wir denn auf der Gallerie, wenn der schmutzige Gesell in den Saal kommen darf?

Indessen sprach die Diamantkönigin mit dem Erdmännchen, und bald wurde Alles still, denn man wollte gern hören, was sie wohl mit ihm zu reden hätte? Die Königin fragte aber das Erdmännchen, ob es Nichts von dem Mädchen wisse, mit blonden Haaren und blauen Augen, das vor Kurzem in der Berghöle verloren gegangen sei? — Das Erdmännchen wußte Alles recht gut, wollte aber Nichts sagen, und lachte nur, daß man all' seine unsaubern Zähne sehen konnte. Die Königin ekelte sich sehr, aber sie ließ sich Nichts merken. Wenn du es sagst, fuhr sie fort, so erlaube ich dir, mit dem schönsten Diamantmädchen zu tanzen. Da

schmunzelte der garstige Gesell, denn das gefiel ihm, und er betrachtete die Diamantmädchen, als wenn er sich schon Eines aussuchen wollte. Die aber wendeten sich Alle ab, damit er nicht ihr Gesicht sehen sollte; denn es war Keines darunter, das nicht geglaubt hätte, das Schönste zu sein.

Gut, sagte das Erdmännchen, will's sagen; kann aber Niemand dem Menschenkinde helfen, ist bei dem, der stärker ist als ihr Alle. Ist bei dem Eiskönig. Hat feines Goldhaar, Augen wie Himmelblau; gefiel dem Eiskönig. Erdmänner haben sie gelockt, haben sie den Steinmännern gegeben. Steinmänner haben sie hinaufgebracht zum Eiskönig. Da wohnt sie hoch, hoch. Muß haushalten dem Eiskönig, muß ihn streicheln und seinen Bart kämmen und machen sein Bett. — So sprach das Erdmännchen und lachte dazu, und zeigte wieder seine Zähne.

Alle erschraken und beklagten das arme Kind. Anselm zog sein Jagdmesser heraus, und rief: Wohlan! sagt mir wo der Eiskönig wohnt, und wenn er mein Schwesterlein nicht gutwillig herausgeben will, werde ich ihn umbringen. — Da konnte sich das Erdmännchen gar nicht halten vor Lachen und Anselm gerieth in Zorn, und wollte darauf zugehen. Aber

der Rubinkönig hielt ihn am Arm, denn er wollte nicht, daß das Erdmännchen beleidigt würde, obgleich er ihm sehr böse gesinnt war.

Will nun auch tanzen! sagte das Erdmännchen, und ehe die Diamantmädchen entspringen konnten, lief es darauf zu, und nahm ein allerliebstes kleines Prinzeßchen in seinen Arm, und tanzte mit ihm nach dem Glockenspiel. Ach wie schrie das arme Diamantmädchen, und wand sich in den schmutzigen Armen des häßlichen Kobolds. Aber die Königin hatte es versprochen, und es mußte mit ihm zweimal im Saal herum tanzen, und die Smaragdkönigin hatte ihre Freude daran. — Darauf machte das Erdmännchen Kratzfüße nach allen Seiten, und polterte zur Thür hinaus, und man konnte es noch lange lachen hören.

Die Diamantkönigin aber setzte sich nun auf ihren Thron, und fragte die andern Könige und Prinzen, ob sie es wagen wollten, die arme Lisabeth aus ihrer Gefangenschaft zu befreien.

Sie besprachen sich untereinander; dann erklärte der Rubinkönig, sie seien Alle der Meinung, daß das nicht möglich sei, denn der Eiskönig, und seine Vasallen, die Steinmänner

und Erdmänner, seien stärker wie sie, und es seien ihrer unzählige. Die Smaragdkönigin trat auch hervor, und sagte: Es wäre eine rechte Thorheit, wenn wir den Eiskönig wegen eines einfältigen Menschenkindes zum Zorn reizen wollten. Ich rathe vielmehr, ihm den Knaben noch dazu zu geben, damit er uns einandermal auch einen Dienst erweiset.

Die Diamantkönigin war sehr unzufrieden, als sie solche Worte hörte, und sagte: Ihr habt Alle keinen Muth, und seid nicht werth, Edelsteinkönige und Prinzen zu sein.

Da murrten sie, und der Ball war gestört, und sie gingen Alle fort, und stiegen in die Schifflein, in welchen sie zum Feste gekommen waren, und fuhren wieder in ihre Wohnungen. Anselm blieb allein bei der Diamantkönigin und ihren Prinzessinnen. Sei getrost, sagte sie, wenn es nicht mit Gewalt geht, so wollen wir es mit List vollbringen. —

Die Lampen waren am Erlöschen, und sie gingen zu Bette. In aller Frühe aber, und ehe noch die Lichter wieder brannten, weckte die gute Diamantkönigin ihren Gast, und sagte zu ihm: Steh' auf, es ist Zeit, ehe die Sonne kommt, müssen wir oben auf dem Berg sein. — Anselm stand eilig auf, und weil es ganz finster war, nahm ihn die

Königin bei der Hand und führte ihn. Sie kamen an die Wendeltreppe, und stiegen hinauf. Das war eine sehr enge Treppe und sie führte hinauf und immer hinauf, als wenn kein Ende kommen wollte. Anselm mußte oft ausruhen, denn sie stiegen wohl viele Stunden, und weil es immer rund ging, wurde ihm ganz schwindelig. Endlich sah er hoch über sich einen Lichtpunkt. Das ist der Eingang zur Treppe, sagte die Königin; das Licht des Morgens ist schon auf den Bergen. — Bald fühlte Anselm frische Morgenluft, die von oben herein drang, und dann kamen sie oben an, wo die Treppe zwischen blauen Eiswänden sich emporwand, und traten heraus auf den Gipfel des Gebirges an das Tageslicht. — Da fühlte Anselm neue Kräfte in der frischen Luft und athmete auf. Die Sonne stieg gerade hervor. Er hatte einen herrlichen Anblick. Er sah über die weiten, glänzenden Schneegefilde, und rund umher ragten noch viele zackige Berggipfel hoch auf, alle mit Schnee bedeckt, und zwischen ihnen lagerten blaue Eisfelder, aus denen kahle dunkle Felsen hervorstanden. Alles strahlte in der rothen Morgensonne. An der einen Seite aber war der Rücken des Gebirges zerrissen, und da konnte Anselm hinabsehen in die tiefen Thäler, wo die

Wiesen und Wälder noch im Dunkel, und die Flüsse wie silberne Bänder über der Ebene lagen.

Die Königin ließ ihn ein Weilchen die Herrlichkeit der Natur bewundern, dann sagte sie zu ihm: Siehst du dort den gewaltigen Schneeberg mit der rothglühenden Eiskrone? Da wohnt der Eiskönig, und da muß dein Schwesterlein sein. Der Eiskönig darf dich aber nicht sehen; er würde dich auch gefangen nehmen, oder gar in die tiefen Eisspalten stürzen. Auch würdest du gar nicht dort hin kommen können in deiner jetzigen Gestalt, es ist ein gar gefährlicher Weg, und nicht für Menschen. Darum will ich dich verwandeln, daß du den Weg machen kannst, und daß dich der Eiskönig nicht erkennen kann, wenn du ihm nicht allzu nahe kömmst. Ich darf dich nicht begleiten, denn mich würde er erkennen, in welche Gestalt ich mich auch verwandeln wollte. Er kann mich nicht leiden, weil Diamant nicht vergehen kann, das blanke Eis aber schmilzt vor der Sonne, und man kann kein Geschmeide daraus machen. — Ich habe mein Jagdmesser, sagte Anselm, ich fürchte ihn nicht. — Mit Deinem Jagdmesser, sagte die Königin, kannst du dem Eiskönig Nichts thun. Siehst du das schlanke braune Thierchen dort, wie es

so leicht über den Schnee springt? das ist eine Gemse. Solche Gestalt sollst du annehmen. Hüte dich aber, daß du nicht in eine Eisspalte fällst, und wenn du dorthin kömmst, so sieh zu, wo dein Schwesterlein ist, und was mit ihm vorgeht, damit du mir Alles erzählen kannst, und dann wollen wir überlegen was zu thun ist. Ich will hier auf dich warten, und damit du mich wieder finden kannst, will ich einen großen Diamant in der Sonne glänzen lassen.

Darauf legte die Diamantkönigin ihre Hand an seine Stirn, und streichelte ihn dreimal über das Gesicht, und sprach dazu:

Oben, unten, hinten, vorn,
Braunen Pelz zum Röcklein,
Spitzig Ohr und Huf und Horn, —
Spring' du schlankes Böcklein.

Da fühlte Anselm ein Ziehen und Dehnen in seinen Gliedern und verwandelte sich in ein junges Gemsböckchen; Eins, Zwei, Drei, da war es geschehen, er wußte nicht wie? Er konnte nicht mehr sprechen, so wollte es die Diamantkönigin, damit er nicht seine Schwester ansprechen sollte, und Alles verrathen würde, wenn der Eiskönig dabei wäre. Aber er hatte seinen Verstand und freute sich der großen Munter-

keit die er verspürte. Er streckte seine schlanken Beine, und hatte große Lust, alsbald über die Schneefelder dahin zu springen. Er versuchte seine Kraft und Gelenkigkeit, indem er hoch aufhüpfte, und um die Königin herumsprang. Sie mußte lachen über seine Bockssprünge, und ermahnte ihn noch einmal vorsichtig zu sein, und auf die andern Gemsen zu sehen, die wüßten die guten Wege. Anselm nickte mit seinem braunen bärtigen Kopfe, und sah sie noch einmal mit seinen großen guten Gemsaugen dankbar an, und dann hüpfte er fort, schnell wie der Morgenwind über den gefrornen Schnee, und über die Felsrippen, die über dem Schnee und dem Eise hervorragten. Es war eine wahre Lust für ihn, und er dachte: wenn ich nicht Anselm wäre, und mein Schwesterlein befreien müßte, dann möchte ich wohl ein Gemsböcklein sein mein Lebenlang, denn es kann ja in der Welt Nichts lustiger sein, als das Leben hier oben auf den blanken, glänzenden Bergspitzen.

Er war nicht gar weit gesprungen, da kam hinter einem Felsen ein anderes Gemsböcklein hervor, das beroch ihn, und gesellte sich zu ihm, und sprang mit ihm um die Wette. Anselm wollte quer über das Schneefeld auf die Wohnung

ihm den Schnee aus dem Barte. Vor dem Eiskönig aber auf dem Boden kauerte eine graue Gestalt; das war das Erdmännchen, welches Anselm auf dem Ball gesehen hatte, er erkannte es gleich an seinem häßlichen Lachen. Es erzählte dem Eiskönig von dem Ball, und auch daß Anselm in den Berg gekommen sei, um Lisabeth zu befreien. — Der Eiskönig bewegte sich nicht, er brummte nur zuweilen, wenn Lisabeth ihn zu derb am Barte zupfte, und sie konnte doch nicht anders, weil die Haare so verworren waren, und so viel Schnee darin, und sie hörte auch, was das Erdmännchen erzählte, und da zuckte ihre Hand. Anselm konnte das Sprechen nicht hören, er dachte aber wohl was es wäre, und sah auch, wie Lisabeth heimlich sich die Thränen aus den Augen wischte. Als sie den Bart in Ordnung hatte, mußte sie auch noch dem Eiskönig die dicken Haare auf dem Kopfe zurecht machen, und das war eine schwere und kalte Arbeit. Endlich war es gethan, der Eiskönig stand auf, und betrachtete sich in dem natürlichen Spiegel der glatten blauen Eiswand, und zum Glück fand er Alles zu seiner Zufriedenheit. Lisabeth aber mußte nun noch sein Bett machen, welches an der Wand stand, und Anselm sah, wie sie frischen Schnee

daneben, den wälzte der Eiskönig vor das Thor, wenn er seine Wohnung verließ. Jetzt war aber das Thor offen, und Anselm konnte in die Wohnung hineinsehen. Es war ein einziger großer Saal, mit blanken, blauen Eiswänden, und Anselm blieb erschreckt stehen als er hineinsah, denn mitten darin saß der Eiskönig auf einem Sessel von Eis. Er hatte eine riesige Gestalt, wohl so groß wie drei Männer, wenn sie aufeinander stehen könnten, und er war ganz schneeweiß von oben bis unten, auch seine Hände und sein Gesicht waren weiß, nur seine Lippen waren blau und seine Augen. Die dicken weißen Augenbraunen hingen ihm bis über die Augen, sein langes Haar umstarrte den Kopf wie Eiszapfen, und sein Bart reichte fast bis auf den Boden.

Das Gemsböckchen, welches mit Anselm lief, zitterte an allen Gliedern, und verbarg sich hinter einem Stein. Anselm aber konnte seine Augen nicht wegwenden, denn er sah ja auch sein Schwesterlein, und er zitterte auch an allen Gliedern, aber nicht vor Furcht, sondern vor Haß gegen den Eiskönig, und aus Mitleid mit der armen Lisabeth. Denn sie stand neben ihm auf einer Eisbank, so blaß und so frostig, und hatte einen Kamm von Eis in der Hand, und kämmte

ihm den Schnee aus dem Barte. Vor dem Eiskönig aber auf dem Boden kauerte eine graue Gestalt; das war das Erdmännchen, welches Anselm auf dem Ball gesehen hatte, er erkannte es gleich an seinem häßlichen Lachen. Es erzählte dem Eiskönig von dem Ball, und auch daß Anselm in den Berg gekommen sei, um Lisabeth zu befreien. — Der Eiskönig bewegte sich nicht, er brummte nur zuweilen, wenn Lisabeth ihn zu derb am Barte zupfte, und sie konnte doch nicht anders, weil die Haare so verworren waren, und so viel Schnee darin, und sie hörte auch, was das Erdmännchen erzählte, und da zuckte ihre Hand. Anselm konnte das Sprechen nicht hören, er dachte aber wohl was es wäre, und sah auch, wie Lisabeth heimlich sich die Thränen aus den Augen wischte. Als sie den Bart in Ordnung hatte, mußte sie auch noch dem Eiskönig die dicken Haare auf dem Kopfe zurecht machen, und das war eine schwere und kalte Arbeit. Endlich war es gethan, der Eiskönig stand auf, und betrachtete sich in dem natürlichen Spiegel der glatten blauen Eiswand, und zum Glück fand er Alles zu seiner Zufriedenheit. Lisabeth aber mußte nun noch sein Bett machen, welches an der Wand stand, und Anselm sah, wie sie frischen Schnee

p. 194.



ihm den Schnee aus dem Barte. Vor dem Eiskönig aber auf dem Boden kauerte eine graue Gestalt; das war das Erdmännchen, welches Anselm auf dem Ball gesehen hatte, er erkannte es gleich an seinem häßlichen Lachen. Es erzählte dem Eiskönig von dem Ball, und auch daß Anselm in den Berg gekommen sei, um Lisabeth zu befreien. — Der Eiskönig bewegte sich nicht, er brummte nur zuweilen, wenn Lisabeth ihn zu derb am Barte zupfte, und sie konnte doch nicht anders, weil die Haare so verworren waren, und so viel Schnee darin, und sie hörte auch, was das Erdmännchen erzählte, und da zuckte ihre Hand. Anselm konnte das Sprechen nicht hören, er dachte aber wohl was es wäre, und sah auch, wie Lisabeth heimlich sich die Thränen aus den Augen wischte. Als sie den Bart in Ordnung hatte, mußte sie auch noch dem Eiskönig die dicken Haare auf dem Kopfe zurecht machen, und das war eine schwere und kalte Arbeit. Endlich war es gethan, der Eiskönig stand auf, und betrachtete sich in dem natürlichen Spiegel der glatten blauen Eiswand, und zum Glück fand er Alles zu seiner Zufriedenheit. Lisabeth aber mußte nun noch sein Bett machen, welches an der Wand stand, und Anselm sah, wie sie frischen Schnee

p. 194.



holte, und in das Bett that, und auch das Kopfkissen mit frischem Schnee füllte. Dabei mußte sie oft ihre Hände reiben, denn sie waren starr von der Kälte, und naß von dem Schneewasser.

Das Erdmännchen hatte unterdessen Alles erzählt. Der Eiskönig brummte und sah zornig aus. Aha! sagte er, und sah Lisabeth mit seinen starren Augen an, sie wollen dich frei machen. Ich will dich aber behalten, weil du so schön bist; und wenn sie kommen, dann sollen sie erfahren, was der Eiskönig vermag. — Lisabeth sagte Nichts, um ihn nicht noch böser zu machen, sie weinte heimlich und arbeitete an dem Bett. Das Erdmännchen aber bemerkte ihre Thränen, und lachte dazu, und zeigte grinsend seine garstigen Zähne. Drauf kam es heraus und trippelte über den Schnee, bis es eine Eisspalte fand, da sprang es hinab und kroch in den Berg hinein. Anselm aber hüpfte geschwind zu dem Gemsböckchen hinter den Stein, denn auch der Eiskönig kam hervor, und schaute nach allen Seiten umher, und wälzte dann den großen Eisblock vor das Thor, und schritt mit gewaltigen Schritten über das Schneefeld.

Indem er daher ging, der Eiskönig, raffte er Eisstücke

auf, und wo er an einen Abhang kam, schleuderte er sie hinab. Sie rollten in die Tiefe, und nahmen den Schnee mit, der ballte sich, und es wurden Lawinen, immer größer und grö- ßer; sie brauseten nieder über die Gletscher und Felsen, bis sie mit schrecklichem Krachen zerbrachen, und die grünen Wie- sen bedeckten. Zwischen den Bergwänden aber rollte noch lang der donnernde Wiederhall. Fern an dem Berggipfel hing eine dunkle Wolke. Dahin ging der Eiskönig, und die Wolke senkte sich, und hüllte ihn ein, und er fuhr mit ihr über das Gebirge dahin. Sie dehnte sich aus, und vor ihm her ging der Sturmwind, und wirbelte den Schnee auf; es sah aus wie thurmhohe Gestalten mit langen Schleppkleidern. Dann zuckte der Blitz aus der Wolke hervor, und der Don- ner rollte, und es brach ein Hagelwetter nieder, weit um das Gebirg her über Wälder und Felder. Das war das Morgenwerk des Eiskönigs.

Anselm war unterdessen hinter dem Stein hervorgekom- men, und war um die Wohnung des Eiskönigs herum ge- sprungen, und hinauf an die Fensterlöcher. Aber sie waren viel zu hoch, und die Eiswände waren spiegelglatt. Er wollte sein Schwesterlein anrufen, denn jetzt konnte es ja der Eis-

könig nicht hören, aber er konnte nur meckern, und mußte sich endlich entschließen zur Diamantkönigin zurückzukehren. Es war Zeit, weil das Unwetter heranzog. Er stellte sich auf einen Stein, und schaute umher, da sah er das Blitzen des großen Diamanten, und lief darauf zu, und das Gemsböckchen lief wieder mit ihm. Schon fing der Wind an, den Schnee aufzujagen, als sie ankamen.

Geschwind! geschwind! rief die Diamantkönigin ihm entgegen, daß uns der Eiskönig nicht sieht, er kommt daher gefahren in seinem Sturmwagen. Und sie legte hurtig ihre Hand dem Gemsböckchen auf den Kopf, und strich ihm dreimal über das Gesicht, und sprach:

Schlanken Leib und glattes Fell,
Lippen roth wie Rosen,
Und zwei Augen veilchenhell,
Dazu Wamms und Hosen,
Ei du junger, feiner Gesell.

Alsbald stand ein schmuckes allerliebstes Bürschchen da, mit kurzem braunem Haar und großen dunkeln Augen, und in gemsledernen Hosen und Wamms, und schaute umher mit unaussprechlichem Erstaunen. Da hatte die Diamantkönigin in der Uebereilung das Gemsböckchen verwandelt, welches mit

Anselm gelaufen war, denn dieser war etwas zurück geblieben. Sie sah ihren Irrthum und mußte lachen, und legte nun auch ihre Hand dem andern Böckchen zwischen die Hörner, und strich ihm über das Gesicht, und sprach ihr Sprüchlein dazu. Da nahm Anselm wieder seine rechte Gestalt an. Das braune Bürschlein wollte die Königin wieder in ein Gemsböckchen verwandeln, aber Anselm bat sie, es doch nicht zu thun, denn er wollte es gern zum Kameraden haben. Das Bürschlein befühlte sich mit den Händen, und wußte noch immer nicht, was mit ihm geschehen war. Anselm umfaßte es, und herzte es, und seine Freude war übergroß. Die Königin hatte auch ihre Lust an der neuen Freundschaft, und schenkte Anselm den neuen Gesellen. Es war aber keine Zeit zu verlieren, sie nahm die zwei Knaben bei der Hand, und zog sie geschwind die Wendeltreppe hinab, denn der Eiskönig brausete in seiner Hagelwolke gerade über ihnen daher.

Sie stiegen wieder in die Tiefe. Die Königin ging voran, Anselm hielt sein neues Brüderchen bei der Hand. Denn dieses war voll Furcht, weil es so dunkel wurde, und wollte immer stehen bleiben. Komm' nur, komm' nur, sagte Anselm, unten ist es hell und schön. — So kamen sie end-

lich hinab in die Wohnung der Diamantkönigin, und da betrachtete Anselm wieder den neuen Gesellen, und sprang um ihn herum vor Freuden, und da wurde der auch munter, und erwiederte seine Liebkosungen, und fing an zu sprechen, und hatte zwar Anfangs noch etwas Meckerndes in der Sprache, aber das verlor sich nach und nach, und es zeigte sich, daß er einen sehr guten Verstand hatte. Die Diamantmädchen kamen auch herbei und thaten freundlich mit den Knaben, und wußten nicht, welcher von beiden schöner sei.

Anselm erzählte nun auch Alles was er gesehen hatte, der Diamantkönigin, und sie überlegten mit einander, was zu thun sei, und wie sie die arme Lisabeth befreien könnten. Ich weiß ein Mittel, sagte endlich die Königin, und morgen soll es geschehen. Ich muß aber Hülfe holen, wohin du nicht mitkommen kannst, denn du würdest verbrennen, und es ist weit in die tiefe Erde hinab. Du sollst unterdessen die Aufsicht führen, damit die Arbeiterinnen hübsch fleißig sind. — Sie sagte den Diamantmädchen, daß Anselm zu befehlen habe, bis sie wieder komme, und stieg dann in ein Schifflein, und fuhr auf dem unterirdischen Strome fort, ganz allein. Sie fuhr in die Tiefe der Erde; da wurde es immer heißer und

heißer, das Wasser des Stromes fing endlich an zu sieden und zu kochen, und das war eine schauerliche Musik in den hohen Felsenhallen. Die Hitze konnte aber das diamantne Kleid der Königin nicht durchdringen, und sie hatte auch eine Kapuze übergezogen über den Kopf und das Gesicht, und hatte auch diamantne Handschuhe an und Stiefelchen, so daß die Hitze nicht an sie kommen konnte. Endlich aber kam sie dahin, wo Alles in hellbrennendem Feuer stand. Das war die Wohnung des Feuerkönigs. Es kamen ihr Feuermänner entgegen, denen sagte sie, wer sie sei, und daß sie den König rufen sollten, denn in die Wohnung hinein zu gehen, hatte sie doch keinen Muth.

Der Feuerkönig kam, und leuchtete ganz hell vor Freude über den Besuch. Die Diamantkönigin wußte, daß der Feuerkönig den Eiskönig nicht leiden konnte; sie erzählte ihm die Geschichte der armen Lisabeth, und bat ihn um seine Hülfe. Der Feuerkönig sagte, er hätte ihr wohl gern einen größeren Dienst erzeigt, und es sei nur eine Kleinigkeit, das Mädchen aus dem Eispallaste heraus zu holen, dazu wäre ein Feuermännchen genug. — Er gab ihr eines seiner besten Feuermännchen, und mit dem fuhr die Königin eilig wieder fort, denn

sie konnte die schwüle Luft in dem Feuergebiet kaum noch athmen. Das Feuermännchen mußte sich auch in dem Schifflein so weit wie möglich von ihr wegstellen, und war so gefällig, von Zeit zu Zeit Wasser in sein Käpplein zu schöpfen, und sich damit zu begießen.

Anselm sprach unterdessen in dem Pallast der Königin viel mit seinem braunen Gesellen, und erzählte ihm Allerlei, was man von Natur nicht wissen kann. Er führte keine gar strenge Aufsicht über die Diamantmädchen, und diese machten sich immer Etwas in der Nähe der Knaben zu schaffen, und lockten sie mit ihnen zu spielen, und das thaten sie auch, und sie waren Alle dabei gar lustig. Da war es besonders wunderlich zu sehen, was der braune Gesell für Sprünge machen konnte; er sprang über die Tische und Stühle, und über die Köpfe der Diamantmädchen weg, und war mit seinen Füßen mehr in der Luft als auf dem Boden, so daß sie sich Alle nicht satt daran sehen konnten.

Abends kam die Königin wieder, mit dem Feuermännchen, dem sie unterwegs Alles gesagt hatte, was es thun sollte, und sie machte Anselm mit ihm bekannt.

Am andern Morgen aber war die Königin früh auf,

und weckte Anselm und seinen Gesellen, und sie stiegen wieder die Wendeltreppe hinauf; das Feuermännchen mußte etwas zurückbleiben, denn es wurde ihnen von dem Steigen ohnedies warm genug. Anselm dachte an Lisabeth, und da wurde er nicht müde; sein Kamerad aber meinte, so könne er wohl acht Tage lang steigen, und würde es nicht in seinen Beinen spüren. Endlich kamen sie auf den Berg, und in die schöne Morgenluft; die Sonne war schon aufgegangen. Ei, wie jubelte da der braune Gesell; er sagte, es wäre ihm noch nie so wohl zu Muthe gewesen.

Nun, sagte die Königin, muß ich euch wieder verwandeln, damit ihr leicht über die Steine und den Schnee springen könnt. — Anselm bat sie, ihm dabei seine Sprache zu lassen, damit er seinem Schwesterlein sagen könne, wer er sei. — Ja, sagte die Königin, diesmal sollst du deine Sprache behalten. Sie streichelte ihm über sein Gesicht, und sagte ihren Spruch:

Oben, unten, hinten, vorn,
Braunen Pelz zum Röcklein,
Spitzig Ohr und Huf und Horn,
Spring' du schlankes Böcklein!

Und damit verwandelte sich Anselm wieder in ein Gems-

böckchen, und er rief: Lisabeth! Lisabeth! ich komme! — und lief schnell wie der Morgenwind auf die Wohnung des Eiskönigs zu. Die Königin beeilte sich, auch seinen braunen Gesellen wieder zu verwandeln, streichelte ihn und sagte den Spruch, und im Nu war er ein Gemsböckchen, sprang auf einen Stein, trank mit gestrecktem Hals die Morgenluft, schaute umher, meckerte, und lief Anselm nach, leicht wie ein Wölklein vom Winde getragen. — Ei, dachte die Königin, da hab' ich doch vergessen, ihm seine Sprache und seinen Verstand zu lassen. Das Feuermännchen lief hinter den zwei Gemsen her; es konnte aber nicht recht nachkommen, weil es bei jedem Schritt in den Schnee sank, denn der schmolz unter seinen Füßen.

Anselm war bald an der Wohnung des Eiskönigs, und sah daß er nicht zu Hause war, denn der große Eisblock lag vor dem Thor. Er hüpfte auf eine hohe Felsspitze, und schaute umher; der Eiskönig war nicht zu sehen. Gut, dachte Anselm, so können wir das Werk beginnen. — Das andre Gemsböckchen kam auch heran, und endlich auch das Feuermännchen. Das lehnte sich an den großen Eisblock, und blies darauf, da fing das Eis an zu schmelzen; es kam ein

Loch in den Eisblock, und bald war das Feuermännchen mitten darin. Das Wasser lief wie ein Bächlein heraus, und endlich rief das Feuermännchen: Ich bin durch, ich bin durch! — kam heraus und schüttelte sich, und schauerte vor Kälte, und sagte, daß das eine sehr unangenehme Arbeit gewesen wäre. Es war auch so kalt geworden von dem Eiswasser, daß Anselm es anfassen konnte.

Anselm ging nun alsbald durch das Loch, und kam in den großen Eissaal, konnte aber zuerst Lisabeth gar nicht finden, rief ihren Namen, und bekam keine Antwort. Endlich sahe er sie tief in der dicken Eiswand. Da hatte der Eiskönig sie hineingethan, und hatte sie darin einfrieren lassen, so daß sie ganz umstarrt war von dem kalten Eis, und sich nicht rühren und regen konnte. Anselm stellte sich aufrecht mit den Vorderpfoten an die Eiswand, und sah sie an, und rief Lisabeth! Sie konnte ihn nicht hören, so dick war das Eis, aber sie sah wohl, daß ein schlankes Gemsböckchen da stand, und wunderte sich darüber; die Augen aber konnte sie nicht einmal bewegen, so eingefroren waren sie. Anselm rief nun das Feuermännchen, daß es die Eiswand aufthauen sollte. Das war dem Feuermännchen gar nicht recht, daß es die kalte

Arbeit noch einmal thun mußte. Doch war es schon wieder etwas warm geworden, es schüttelte sich tüchtig, und blies sich auf, da sprühten Feuerfunken von ihm aus, und es stellte sich an die Wand, und da schmolz das Eis. Bald kam schon Etwas von Lisabeths Kleid heraus, und dann ein Fuß, und dann eine Hand. Das Feuermännchen mußte sich in Acht nehmen, das Kind nicht zu verbrennen. Es ging aber Alles gut, und bald war Lisabeth ganz herausgethaut, und kam aus der Eiswand hervor, ganz naß, und so bleich und mit hängenden Haaren, wie sie Anselm im Traum gesehen hatte. Lisabeth! rief Anselm, — Lisabeth! kennst du meine Stimme? — Ach, rief Lisabeth, das ist die Stimme meines Bruders Anselm! — Ich bin ja Dein Bruder, sagte Anselm, ich bin von der Diamantkönigin verwandelt worden, damit ich dich befreien kann. —

Lisabeth dachte: mag es so sein oder nicht, wenn ich nur von hier wegkomme!

Sie setzte sich auf das Gemsböckchen, und das trug sie durch das Loch in dem Eisblock, und da fanden sie das andere Gemsböckchen, und sie sprangen miteinander fort. Das Feuermännchen machte auch, daß es fortkam, denn wenn der

Eiskönig es gefunden hätte, der würde ihm seine Hitze wohl ein wenig abgekühlt haben.

Anselm wurde bald müde, denn mit Lisabeth auf dem Rücken, konnte er nicht so leicht springen, und der Weg war sehr beschwerlich. Da bat er Lisabeth, sich auf das andere Böckchen zu setzen, und das hielt auch ganz still als sie sich aufsetzte, und ging vorsichtig mit ihr daher, obgleich es keinen Verstand mehr hatte. Als es müde wurde, trug Anselm wieder sein Schwesterlein, und so wechselten sie ab, bis sie bei der Diamantkönigin ankamen, die wieder den großen Diamant in der Sonne hatte glänzen lassen, damit sie den Weg nicht verfehlten.

Die Königin empfing Lisabeth mit Freuden, und umarmte sie und küßte sie. Dann legte sie wieder ihre Hand Anselm zwischen die Hörner, und sprach:

Schlanken Leib und glattes Fell,
Lippen roth wie Rosen,
Auch zwei Augen veilchenhell,
Dazu Wamms und Hosen —
Ei du junger, feiner Gesell!

Alsbald verwandelte er sich, und Lisabeth sah ihr liebes Brüderlein, und rief: Anselm! und reichte ihm ihre Hände,

und er umfing sie, und streichelte ihr blasses Gesichtchen, und trocknete ihre Haare, die noch ganz naß waren. Das andere Böckchen war in der Ferne stehen geblieben. Anselm rief zwar: Komm Kamerad! komm liebes Brüderlein, daß du auch wieder verwandelt wirst. — Aber es kam nicht, denn es hatte keinen Verstand mehr, wußte aber doch noch in seiner Thierklugheit, was schon einmal mit ihm geschehen war. Weil es aber einmal wieder ein Gemsböckchen war, so wollte es ein Gemsböckchen bleiben. Es sprangen auch gerade ein paar andre Gemsen da vorbei, zu denen gesellte es sich, und sie strichen leicht wie Schatten über die Schneefelder, und konnten bald nicht mehr gesehen werden. Die Königin sagte, daß sie vergessen habe, dem Thierchen bei der Verwandlung seinen Verstand zu bewahren. Anselm war zwar traurig, daß er den flinken Gesellen wieder verloren hatte, und sein Lebenlang hat er das Gemsböckchen nicht vergessen können; aber er tröstete sich, indem er dachte, wie wohl ihm selbst als Gemsböckchen gewesen war.

Sie stiegen die Wendeltreppe hinab, und es dauerte sehr lange, bis sie in die Wohnung der Diamantkönigin kamen, denn Lisabeth war sehr schwach von der großen Kälte, welche

sie gelitten hatte, und von der harten Arbeit bei dem Eiskönig. Endlich waren sie da, und die Diamantmädchen kamen mit allerlei Instrumenten, mit Tamburins und Leiern und Schalmeien ihnen entgegen, und machten Musik, und sangen zu ihrem Empfang. Drauf ließ die Königin ein Mahl zurichten, daß sie sich stärken, und Lisabeth von ihren vielen Leiden sich erholen konnte. Und weil ihre Kleider noch so naß waren, gab sie ihr einen ganz neuen Anzug, den schönsten den sie hatte. Das Kleid war von Goldfäden gewebt, und mit Edelsteinen von allen Farben geziert, besonders mit Diamanten.

Nach dem Essen hatte Anselm keine Geduld mehr. Er bat die Königin, ihn mit seinem Schwesterlein aus dem Berg herauszulassen, damit sie bald zu ihren lieben Aeltern kämen. Da wurde die gute Königin traurig, denn sie hatte ihn sehr lieb, und würde ihn am liebsten immer bei sich behalten haben. Die Thränen kamen ihr in die Augen. Sieh', sagte sie, aus allen Thränen, die ich noch geweint habe, sind Diamanten gemacht worden; diese aber werden Perlen werden. — Anselm sagte ihr, daß sie nur getrost sein solle, denn er werde bald wieder in den Berg kommen,

und so lange bei ihr bleiben, als es ihr angenehm sein würde. — Die Königin ließ sich die Hand darauf geben, und lächelte in ihren Thränen, und dachte, es könne doch noch der Wunsch ihres Herzens erfüllt werden, daß Anselm ihr Gemahl würde, und das Diamantkönigthum übernähme. Wohlan, sagte sie, ich will euch selbst begleiten, und euch bis an den Ausgang der Höle bringen.

Sie stiegen in ein Schifflein, und zwei andere Schifflein fuhren noch mit, darin waren die schönsten Diamantmädchen, und machten Musik mit ihren Instrumenten, und sangen dazu. Sie fuhren bei der Smaragdkönigin vorbei, und dann bei dem Saphirkönig. Der lag im Fenster und betrachtete Lisabeth durch ein Saphirglas. Sie gefiel ihm so gut, daß er hurtig mit einigen Gesellen in ein Schifflein stieg, und die Fahrt mitmachte. Darüber ist gewiß die Smaragdkönigin sehr böse geworden, wenn sie es gehört hat. Auch der Rubinkönig kam in einem schönen Schifflein zu Ehren der Diamantkönigin und ihrer Gäste herangefahren, und ebenso der Goldkönig und der Silberkönig. Es war ordentlich eine kleine Flotte, die mit Musik und Gesang, und in dem strahlenden Lichte der bunten Laternen auf den

Schiffen, in den hohen Felsenhallen daher fuhr. Die Diamantkönigin saß still in ihrem Schifflein, neben Anselm und Lisabeth; sie war allein traurig unter Allen.

Sie kamen endlich dahin, wo Anselm zuerst an das Wasser gekommen, und von dem Silbermännchen gefunden worden war. Auf einmal hörten sie ein Brausen über sich, das kam schnell herab, und wurde stärker, und Alle erschraken. Einige Silbermännchen kamen an dem Ufer des Stromes außer Athem daher gelaufen, die hatten fern in dem Berg gearbeitet. Flieht, riefen sie, flieht! Der Eiskönig ist in den Berg gekommen, und alle Steinmänner und alle Erdmänner sind aufgeboten, und kommen heran mit Schreien und Toben. Der Eiskönig will das Mädchen wieder haben, das ihm geraubt worden ist. —

Da entstand eine allgemeine Verwirrung. Die Könige wendeten ihre Schifflein und flohen eilig davon. Die Diamantkönigin fuhr jedoch erst an das Ufer, und ließ Anselm und Lisabeth aussteigen, und sagte ihnen, daß sie eilen sollten, aus der Höle zu kommen, und daß sie nicht weiter mit ihnen gehen könne, weil sie eilig zurück müsse in ihr Reich. Sie konnten nicht einmal ordentlich Abschied von einander

nehmen. Schon fuhr die Königin mit fliegender Eile davon, und rief nur mit verhallender Stimme zurück: Komm' wieder, komm' wieder! —

Alsbald wurde es ganz finster, denn in der Eile hatte Niemand daran gedacht, Anselm eine Laterne zu geben. Das Schreien und Toben der Steinmänner und Erdmänner war deutlich zu hören, sie kamen heran mit aller Macht. Der Berg fing an zu krachen; das war von den gewaltigen Tritten des Eiskönigs. Lisabeth zitterte vor Angst, und konnte nicht fort. Da hob Anselm sie auf, und trug sie in seinen Armen, und schritt in das Dunkel der Höle hinein, dahin wo er dachte, daß er den Ausgang finden würde. Aber er wußte wohl, wie schwer es war, den rechten Weg zu treffen, und zagte in seinem Herzen, ja, er dachte nicht anders, als daß sie sich auf den Tod gefaßt machen müßten. Denn sie hörten hinter sich schwere Felsen in das Wasser stürzen; ein donnerndes Getöse rollte durch die unterirdischen Hallen, und der Boden schwankte unter ihren Füßen. — Anselm keuchte weiter mit seiner theuren Last. Steine rollten ihm nach, er wollte ausweichen, und wußte nicht wohin, und da fiel er mit Lisabeth.

Das war aber zu seinem Heil. Denn indem er die Hand vor sich hinhielt, als er zu Boden fiel, da faßte er Etwas, das war kein Stein, und wie er recht fühlte, erkannte er, daß es sein Zwirnknäuel war, den er verloren hatte. Da war er an derselben Stelle gefallen, wo es ihm das erste Mal begegnet war. — Fasse Muth, sagte er zu Lisabeth; wenn wir eilen, können wir gerettet werden, denn jetzt kann ich den Weg finden. — Er faßte den Zwirnfaden mit der einen Hand, und mit dem andern Arm trug er Lisabeth, und die Hoffnung gab ihm neue Kräfte. Er wand sich durch die verworrenen Felsengänge, er schritt durch die Kammern und Säle, immer seinem Faden nachfolgend. Hinter ihnen aber, da wo das Wasser war, stürzten die hohen Gewölbe ganz und gar zusammen, und das Wasser ward empor gedrängt aus seinem Bette, und durchbrausete die Spalten und Hölen, und immer mehr stürzte ein. Die Verwüstung war immer noch hinter ihnen, und sie durften nicht weilen, wenn sie nicht von dem stürzenden Gestein erschlagen sein wollten. Dazu hörten sie das Geschrei der Kämpfenden, und Anselm zitterte für die Diamantkönigin.

Er hoffte jedoch, daß ihr der mächtige Feuerkönig noch zur rechten Zeit zu Hülfe kommen würde.

Es war ein Glück, daß der Eiskönig nicht wußte, wo Anselm und Lisabeth sich befanden, und daß sie schon nicht mehr in dem Pallast der Diamantkönigin waren. Dort suchte er sie, und dort kämpften die Erdmänner und Steinmänner mit den Edelsteinkönigen. Indessen konnte Anselm seinen Weg in der Höle verfolgen, und sein Schwesterlein retten. Denn endlich verspürten sie frische Luft, und sahen vor sich den Ausgang aus der Höle. Sie traten hinaus auf die grüne Wiese, und in den strahlenden Sonnenschein, und Lisabeth athmete tief erquickt die milde Luft des Thales, und fühlte sich alsbald stark genug, allein zu gehen.

Der Eremit stand an dem Eingang der Höle. Er hatte mit gespanntem Ohr gelauscht, weil er das Brausen und das Geschrei gehört hatte. Da kamen die zwei Kinder ihm entgegen, und begrüßten ihn, und er wollte seinen Augen nicht trauen, und that viele Fragen, ohne die Antwort abzuwarten, weil ihm immer wieder eine neue Frage einfiel. Anselm sagte, er solle mitgehen zu seinen Aeltern, da werde er Alles hören. Unterwegs erzählte ihnen der Eremit, daß

ihre Aeltern sie als todt beweint hätten, und daß er alle Tage zu ihnen gegangen wäre, aber sie nicht habe trösten können.

Sie kamen bald an das Jägerhaus, denn sie fühlten keine Müdigkeit mehr, und eilten sehr, voll Verlangen ihre Aeltern wiederzusehen. Die saßen in der Laube im Gärtchen. Anselm sah sie zuerst und sprang über den Zaun, und rief: Vater! Mutter! ich bringe euch eure Lisabeth! — Da fuhren sie auf, und kamen hervor und sahen ihre Kinder. Die Mutter wankte, und wurde ganz bleich von der Ueberraschung, der Vater aber rief die Namen seiner Kinder, und streckte die Arme nach ihnen aus. Nun waren sie zusammen, und es war ein Herzen und Küssen, gar nicht zu sagen, und sie weinten Alle und lachten zugleich, und konnten lange gar kein Wort hervorbringen, so war ihnen das Herz gepreßt von der Empfindung.

Nachher setzten sie sich zusammen, und Anselm erzählte Alles, und Lisabeth erzählte, wie es ihr bei dem Eiskönig ergangen war. Ihre Aeltern und der gute alte Eremit konnten sich über das, was sie hörten, nicht genug verwundern.

Ei, ei, ei! sagte der Eremit, hab' ich doch immer ge-

dacht, daß noch manches Geheimniß in der Höle verborgen sei. Bin gar alt geworden, und hab' es nicht erfahren, und Anselm ist noch ein junges Bürschlein, und hat Alles gesehen. Ja, ja — wär' ich muthig gewesen in meiner Jugend, wär' ich vielleicht auch zu der Diamantkönigin gekommen

Am Abend wollte der Eremit wieder in seine Hütte gehen. Aber er fand sie nicht wieder. Die Höle war ganz und gar zusammengefallen, und es waren Steinmassen herabgestürzt vom Gebirge, und darunter lag die Hütte und die ganze Höle begraben. Anselm konnte also auch die Diamantkönigin nicht mehr besuchen, und vielleicht war sie gar nicht mehr in dem Berge.

Der Eremit zog zu den Jägersleuten, und lebte mit ihnen.

Lisabeth bekam bald wieder rothe Backen. Sie stand oft und schaute nach den höchsten Firsten der Eisberge hinauf, und dachte: dort oben ist es grausig, da habe ich bei dem Eiskönig gelebt.

Weil sie das Diamantkleid der Königin hatten, waren sie sehr reich, und Anselm hatte auch noch den goldenen und

den silbernen Heckthaler, und alle die Diamanten an seinem Rock, welche ihm das Diamantmädchen zu dem Ballfest daran gestickt hatte. Nur den Diamantreif hatte er bei dem Fall in der Höle verloren, den ihm die gute Königin selbst aufgesetzt hatte.

Nachdem einige Jahre vergangen waren, kam aber einmal eine alte Frau in das Haus und bettelte, und aß in der Küche. Die betrachtete Anselm sehr aufmerksam, und erkundigte sich nach Allem. Nachher, als sie fort war, fand Anselm in der Stube auf seinem Tisch einen Diamantreif, der war ganz ebenso, wie der verlorne. Lisabeth aber sagte, sie habe gesehen, wie die Frau die Treppe herabgekommen sei, als die Andern Alle gerade im Garten waren. Da konnte Anselm nicht anders denken, als daß es die Diamantkönigin gewesen sei, die sich in eine Bettelfrau verwandelt hatte.

Nun waren sie noch reicher als zuvor. Aber sie wurden nicht stolz durch ihren Reichthum, sondern lebten wie es sich für einfache und fromme Leute geziemte, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.

Ein Hexenstreich.

Es war einmal eine Hexe. Die ging umher in einer großen Stadt, und suchte eine Gelegenheit, etwas Gutes zu thun. Das heißt aber etwas Böses. Denn Böses thun, nennen die Hexen Gutes thun.

Es gingen viele Leute auf den Straßen und sie sah ihnen in die Herzen, aber sie fand, daß die meisten schon gut genug waren, das heißt, böse genug, und wenn einige auch noch nicht ganz nach ihrem Sinne waren, so dachte sie doch, sie würden schon von selbst noch besser werden, und es sei nicht der Mühe werth, dabei zu helfen. Sie wollte einmal einen recht feinen Streich vollbringen.

Sie kam an ein großes vornehmes Haus mit seidenen Gardinen, und sah eine schöne Frau an einem Fenster, die streichelte ihr Töchterchen, ein gar zierliches Kind mit großen dunkeln Augen und rabenschwarzen Haaren. Mit großer Zufriedenheit betrachtete die Mutter ihr Töchterchen, und

legte ihm Geschmeide an, und das Töchterchen brüstete sich damit am Fenster, und besah sich auch im Spiegel, und die Hexe sah, daß es dachte, es wäre das schönste und vornehmste Kind in der ganzen Stadt.

Da ist auch für mich Nichts mehr zu thun, dachte die Hexe. Denn sie sah in die Herzen, und sah, daß sie steinhart waren, und ganz voller Hoffahrt, das Herz der Mutter sowohl, als das ihres Töchterchens.

Unten auf der Straße aber, grade unter demselben Fenster, da stand ein Bettelkind. Es hatte zerrissene Kleider an, und stand mit nackten Füßen im Schnee, denn es war Winter. Es bettelte, wenn Leute vorüber kamen. Aber es war so kalt, und die Leute waren alle in ihre Mäntel gehüllt, und mochten sich nicht aufhalten, und es wären ja auch ihre Hände kalt geworden, wenn sie dem Kinde Etwas gegeben hätten. Die Meisten sahen das Kind nicht einmal, und hörten nicht seine weinende Stimme. Es stand da wohl zwei Stunden lang. Es durfte nicht nach Hause kommen, wenn es nicht so viel erbettelt hatte, als seine Mutter haben wollte, denn es hatte eine sehr böse Mutter. Ob es gleich kalt war, da wo das Kind im Schnee stand, es war

doch besser da, als ohne Almosen nach Hause zu kommen. Darum hatte das Kind so große Geduld. Es zitterte vor Kälte am ganzen Leib, und zog bald das eine Füßchen und bald das andre aus dem Schnee, um es zu erwärmen, und seine Händchen hielt es unter dem alten zerrissenen Halstuch.

Die Hexe sah das Kind an, und sah ihm ins Herz. Da war lauter reiner, lieblicher Glanz, und kein einziges Fleckchen war darin. Es war lauter Unschuld, lauter Güte und Frömmigkeit, und wie groß auch die Bitterkeit der Armuth war, und des Hungers und der Kälte, — die Geduld und die Demuth in dem Kindesherzen waren noch größer und stärker. Die Hexe sah recht grimmig in des Kindes Herz, so etwas Widerliches war ihr noch nicht vorgekommen. Das Herz muß ich verderben, dachte sie, nicht eher hab' ich Ruh noch Rast.

Eine Karosse rollte vorüber. Die vornehme Frau schaute zum Fenster hinaus nach der Karosse, und ihr geputztes Töchterchen streckte auch den Kopf hinaus, und sah das Bettelkind. Sieh einmal Mutter, sagte es, wie schmutzig das Kind ist, und wie häßlich es aussieht, weil es so blaß ist. — Es ist ein schlechtes gemeines Kind, sagte die Mutter, Du mußt es

gar nicht ansehen. — Es ist so possierlich, sagte das Töchterchen, wenn es die nackten Füße aus dem Schnee zieht. — Es friert, sagte die Mutter, und es geschieht ihm recht. Das Herumlaufen geziemt sich nicht für so ein Kind, und das Bettelvolk sollte nicht geduldet werden.

Das arme Kind hörte die Stimmen über sich, und sah die reiche Frau und das geputzte Kind, und es streckte seine Hände aus, um eine Gabe zu erbitten.

Ei wie frech ist es, sagte das Töchterchen, daß es uns anbettelt. — Wir wollen ihm Nichts geben, sagte die Mutter, sonst kommt es wieder, und es ist unpassend, daß es hier an unserm Hause steht. — Ich will ihm Etwas geben, daß es gewiß nicht wieder kommen soll, sagte das Töchterchen, und holte einen Stein, den es einmal gefunden und mitgenommen hatte, weil er gerade wie ein kleines Brod aussah. Den Stein zeigte es dem Bettelkind, und das meinte es sei ein Brod, und hielt sein Tüchlein auf, und dankte mit den Augen. Da warf das böse Mädchen den Stein hinab, und er fiel dem armen Kind auf die Brust, daß es niederfiel in den Schnee. Da lachte das reiche Kind, und

klaschte mit den Händen, und auch seine Mutter lachte, und dann machten sie das Fenster zu.

Das arme Kind stand auf, und ging weinend fort. Es ging dahin, wo es immer hinging, wenn es für seine Leiden Trost suchte, — zu einem Freund den es hatte, und den Niemand kannte, der immer freundlich war, und immer da war und bereit, wenn es kam. Er war zwar stumm, und von kaltem Marmorstein, der Freund des Bettelkindes; aber ein frommes Gemüth hatte sich in seinen Zügen ausgeprägt; es waren eines Engels Züge. Zu dem ging das Kind. Es kam an eine Kirche, und trat hinein; es war wohl bekannt da mit Allem; es ging seitwärts hinter den Säulen her, denn es wußte wohl, daß es mit seinen zerrissenen Kleidern mitten durch die Kirche nicht gehen durfte, das hatte ihm der Sacristan verboten. Hinter den Säulen war es dunkel, und es fand da ein kleines Kapellchen, und auf dem kleinen Altar darin, da stand in einer Nische ein kleiner Engel von Marmorstein; das war sein Freund, dem hatte es schon oft alle seine Leiden gesagt, und der hatte es mit seinem freundlichen Lächeln getröstet. Wie schön war sein Gesicht, und wie lieblich sein Mund, gerade als ob er spräche, ob er gleich

von Stein war. Das lockige Köpfchen war etwas geneigt, und die eine Hand ausgestreckt, als wollte er sie Jemandem hinreichen; in der andern Hand hielt er ein Band, darauf war Etwas geschrieben; aber das konnte das Bettelkind nicht lesen, weil es nicht lesen gelernt hatte. Das brauchte es auch nicht zu lesen, denn es wußte doch was der Engel wollte. Es hatte ihn ja so oft betrachtet, und es war ihm immer so, als hätten sie schon ordentlich mit einander gesprochen, als neigte er ihm sein Köpfchen entgegen, als hielte er ihm seine Hand entgegen. Immer wenn es dahin kam, nickte es dem Engel zu, und dann betete es, und wenn es gebetet hatte, betrachtete es den Engel und sagte ihm seine Leiden, und dann fühlte es im Herzen, daß es Antwort bekam, ja es glaubte gewiß, daß es manchmal die Worte des Engels gehört hatte. Es waren immer dieselben Worte die es fühlte, oder die der Engel sagte: Bete, und du wirst getröstet sein. — Das waren die Worte. Und auch diesmal glaubte es die Worte zu hören, und hörte auf zu weinen, und betete, und nickte freundlich dem Engel zu, und ging getröstet von dannen.

Die Hexe hatte Alles gesehn, was geschehen war. Es

hatte ihr sehr gefallen, daß das vornehme Kind den Stein hinab warf, aber sie ärgerte sich, als das Bettelkind in die Kirche ging. Wenn das Bettelkind das Kind der stolzen Frau wäre, dachte sie, so würde sie sein Herz auch verderben, daß es hart würde wie das Herz ihres eigenen Kindes. Ich will die Kinder miteinander verwechseln.

Gesagt, gethan. In der Nacht trug sie das Kind der reichen Frau in die Dachkammer wo das Bettelweib wohnte, und that ihm das schmutzige Hemd des armen Kindes an, und legte es in das Bett. Dem armen Kinde aber that sie das schneeweiße Hemdchen des reichen Kindes an, und trug es in das vornehme Haus und in das weiche Bett. Das machte sie aber Alles so geschickt, daß die Kinder nicht erwachten, und sie beherzte dabei die Kinder dergestalt, daß Niemand die Verwechselung sollte bemerken, und die Kinder erkennen können, auch ihre eigenen Mütter nicht. So mußte die reiche Mutter das Bettelkind für ihr eigen Kind ansehen, und die Bettelfrau das reiche Kind für das ihrige, obgleich die Kinder ihre Gestalt behielten.

Wie nun am Morgen die Kinder erwachten, da wußten sie zuerst gar nicht wo sie waren. Das reiche Kind wachte

in dem Bettelbett schon ganz früh auf, denn es lag sehr hart, und unter einer zerissenen Decke, und konnte vor Kälte nicht mehr schlafen. Es rieb sich die Augen, und sah um sich, und sah das schmutzige Bett und die zerrissene Decke, und an der andern Wand das Bett in dem das Bettelweib noch schlief. Es rieb sich noch einmal die Augen, und sah noch einmal umher, als ob es aus einem garstigen Traume erwachen müsse. Aber das war kein Traum, das war Alles wirklich. Pfui! rief es endlich, pfui! was ist das für ein häßlicher Ort! Wer hat mich hieher gebracht? — wie komme ich in das schmutzige Bett; pfui! Wer hat mir das alte Hemd angethan? — wo sind meine schönen Kleider? —

Das Bettelweib erwachte, und sagte: Schweig stille, ich will noch schlafen. — Wer bist du? sagte das Kind, und sah das Weib mit Ekel an; gewiß hast du mich hieher gebracht, und hast meine Kleider genommen. Das will ich meiner Mutter sagen. — Schweig'! du Kröte! sagte das Weib, oder ich will dich deine Mutter kennen lehren. — Ich will nicht schweigen, rief das Kind; ich will augenblicklich fort, und ich befehle dir mir meine Kleider zu geben. — Warte! rief das Weib, ich will dir die vornehmen Träume austreiben. — Es

nahm die alten Schuhe, die vor dem Bette standen, und warf sie dem Kind an den Kopf. — So Etwas war dem Kind noch nicht begegnet; es ward böse, und schrie: o du garstiges, abscheuliches Weib, und nahm die Schuhe und warf sie dem Bettelweib auch an den Kopf. — Fast erschrak die Frau, weil sie ihr Kind noch nie so gesehen hatte, und sie konnte nicht sehen, daß es nicht ihr Kind war. Sie sprang aus dem Bette, und sagte: das sollst du mir büßen; — und nahm den einen Schuh und prügelte damit das Kind auf das Beste. Das that sehr weh, weil der Schuh mit Nägeln beschlagen war. Das Kind schrie und tobte, aber das half ihm Nichts, das Weib prügelte und prügelte, und sagte: du wirst geprügelt bis du ganz mäuschenstill bist.

Da mußte das Kind sich ergeben, wenn das Prügeln aufhören sollte, und lag endlich still, voll Schrecken und Furcht vor dem Weib, und weinte in Verzweiflung. Das Weib aber schlief wieder, und nun wurde es nicht mehr gestört.

Ganz anders war das Erwachen des andern Kindes. Es schlief lange, denn es hatte noch nie in einem so warmen und weichen Bette gelegen, und schlief recht seine Müdigkeit aus. Die vornehme Mutter schlief aber noch länger, sie

schlief immer sehr lange, weil sie Abends auf den Ball ging. Als das Kind endlich wach wurde, rieb es sich auch mehr als einmal die Augen, denn es getraute sich nicht zu glauben, daß Alles das wirklich sei, was es sah; es meinte es müsse noch am Träumen sein. Es befühlte die weichen Kissen, und die seidene Decke, und sah sein weißes Hemdchen, und schaute umher in dem schönen Zimmer; es wurde ihm bang zu Muthe, und es dachte: ach, wie wird es mir ergehen, wenn ich hier gefunden werde? Es wollte geschwind aufstehn, ehe Jemand käme, und wollte fortschleichen, aber es fand seine Kleider nicht, und hatte nicht den Muth die schönen Kleider anzuziehen, die an der Wand hingen. Es blieb ihm Nichts übrig, als im Bette liegen zu bleiben, und das that es, und lauschte immer furchtsam, ob Jemand käme; hatte aber seine blauen Augen weit offen, und betrachtete all' die schönen Sachen, die in dem Zimmer waren. Da war gar Manches, wovon es gar nicht wußte, wie man es wohl gebrauchen möchte. Auch wunderschöne Puppen lagen da, jede in einem eigenen Bettchen, und neben jedem Bettchen stand ein kleiner Schrank, darin hingen die Kleider der Puppe, welcher der Schrank gehörte. Wie oft hatte sich das Kind

eine Puppe gewünscht; aber es hatte nie eine bekommen, und wenn es eine bekommen hätte, so hätte es doch keine Zeit gehabt, mit ihr zu spielen. Auch andre Spielsachen waren da, wie sie vornehme Kinder haben, es hätte aber nicht gewagt das eine oder andre davon anzurühren.

Endlich kam die Mutter herein. Sie hatte sich gewundert, daß ihr Kind noch nicht aufgestanden war, und fürchtete es möchte krank geworden sein. Sie kam an das Bett, und weil sie nicht sehen konnte, daß es nicht ihr Kind war, sprach sie freundlich mit ihm, und streichelte es und fragte ob es gut geschlafen habe? — Ach, sagte das Kind, ich bin ja nicht dein Kind, ich bin ein armes Bettelkind; aber ich weiß wahrhaftig nicht wie ich hieher gekommen bin. — Die Mutter wunderte sich über diese Worte. — Du hast wohl einen bösen Traum gehabt, sagte sie, und bist noch nicht ganz wach geworden? — Aber das Kind blieb dabei, daß es fremd da sei und ein Bettelkind. Da meinte die Mutter, es möge wohl ein Fieber haben, und schickte zum Arzte; der Arzt kam, und sagte, das Kind sei ganz gesund. Da ließ die Mutter es aufstehn, und zog ihm die schönen Kleider an, und sagte: es solle sich nur recht besinnen, es sei ja ihr liebes

Töchterchen, und sei das schönste und reichste Kind der Stadt. — Das Kind aber wußte gar nicht mehr was es dazu denken sollte. Ach nein, nein, sagte es, meine Mutter ist eine arme, arme Frau, ich habe immer betteln müssen, und ich bin niemals ein reiches Kind gewesen. — Ich kenne mein Kind, sagte die Mutter, und du sollst es sein und bleiben. — Sie fürchtete aber, ihr Kind möge nicht mehr recht bei Verstande sein, und sie verließ es keinen Augenblick, und streichelte es, und that ihm Gutes, so viel sie nur konnte.

So gut es aber dem Kinde erging, so wäre es doch zu seiner rechten Mutter gegangen, wenn es fortgekonnt hätte. Zwar bei seiner rechten Mutter war es kalt, und der Hunger war da, und Nichts als Schelten und Schlagen; aber es war doch seine Mutter, und es dachte immer daran, daß sie kein Kind mehr habe, welches für sie betteln ginge, und daß sie darum noch mehr Hunger leiden müsse. Als es mit der reichen Frau aß, und so viele schöne Speisen auf den Tisch kamen, da seufzte es: Ach, wenn ich doch Etwas davon meiner Mutter bringen könnte! — Die reiche Frau aber mochte Nichts mehr davon hören, daß es eine andre, und noch gar eine Bettelfrau zur Mutter haben wollte, und es

mußte endlich still schweigen, und sich darein ergeben, ein reiches Kind geworden zu sein.

Das andre Kind konnte sich nicht so leicht darein ergeben, ein Bettelkind geworden zu sein. Als die böse Frau endlich wach wurde, befahl sie ihm aufzustehn, und die Lumpenkleider anzuziehen, denn es sei nun Zeit, daß es betteln gehe. Geschwind! sagte sie, oder du wirst geprügelt. — Das Kind fürchtete sich, und stand weinend auf, und that die Kleider an. Es bekam ein Glas Wasser, und ein Stück verschimmeltes Brod zum Frühstück. — Das kann ich nicht essen, sagte es, ich bin gewohnt warmen Kaffee zu trinken, und Backwerk dazu zu essen. — Da hast du Kaffee, sagte die Frau, und gab ihm eine Ohrfeige; und da hast du auch feines Backwerk dazu; und da gab sie ihm noch eine Ohrfeige an die andre Seite. — Da gerieth das Kind ganz außer sich vor Verzweiflung und Zorn, und stampfte mit den Füßen und schrie: Ich will keine Schläge haben! Ich bin dein Kind nicht, du garstiges Bettelweib! — ich bin das reichste Kind in der ganzen Stadt! — Ei seht einmal das Püppchen! rief das Weib mit Lachen. Was ist dir doch über Nacht in den Kopf gefahren? — Gleich iß das Brod

und trink' das Wasser; und dann hinaus zum Betteln, und daß du mir nicht heimkommst ohne Geld! — Aber das Kind stampfte wieder mit den Füßen, und sagte: ich brauche nicht zu betteln, ich will nicht betteln! — Da holte das Weib einen Sack, und steckte das Kind hinein, und hing den Sack an einem Haken auf, und nahm dann eine Gerte und schlug drauf los, und fragte immer dabei: Willst du wohl betteln gehn? — Willst du wohl betteln gehn? — Das Kind weinte und schrie, und konnte es endlich nicht mehr aushalten, und mußte ja sagen, daß es Alles thun und auch betteln gehen wollte. Das Bettelweib nahm es aus dem Sack, und es aß das harte Brod, und trank das Wasser, und dann mußte es betteln gehn.

Ach wie schämte es sich vor den Leuten in seinen schmutzigen, zerrissenen Kleidern. Es lief aber was es konnte, und suchte das Haus seiner rechten Mutter. Es fand auch das Haus, und dachte, nun ist mein Leiden aus, und lief eilig die Treppe hinauf. Aber die Bedienten kannten es nicht, und wollten es nicht hinein lassen. Es wollte den Bedienten befehlen, es augenblicklich zu seiner Mutter zu bringen, und drohte ihnen, daß es sie wolle aus dem Dienst jagen lassen.

Ei, sagten sie, so ein freches Bettelkind ist uns noch nicht vorgekommen. — Sie jagten es zum Hause hinaus, und machten ihm die Thür vor der Nase zu. Da mußte es auf der Straße bleiben, und da stand es und weinte; es stand mit nackten Füßen im Schnee an derselben Stelle, wo am Tage vorher das andre Kind gestanden hatte. Da mußte es erfahren, wie es thue, mit nackten Füßen im Schnee zu stehen. Es wollte nicht weggehen, bis seine Mutter einmal an das Fenster käme; aber es konnte die Kälte nicht lange aushalten, es wurde ohnmächtig, und fiel in den Schnee. Die Leute blieben stehn, und bedauerten das arme Bettelkind, und fragten: Wo mag es doch wohl hingehören? — Endlich sagte eine arme Frau: Ich kenne es, und will es zu seiner Mutter bringen. Denn wegen der Behexung meinte sie, es wäre das rechte Bettelkind. Und sie trug es wieder zu dem Bettelweib.

Es kam zu sich, und sah mit Schrecken, daß es wieder in der elenden Dachkammer bei der hartherzigen Frau war. — Weil du krank geworden bist, sagte die Frau, sollst du heut zu Hause bleiben; aber morgen mußt du wieder betteln, du magst krank oder gesund sein. — Sie gab ihm wieder ein Stück altes Brod zum Mittagessen, und es schmeckte ihm

viel besser als das erste Mal, denn es war sehr hungrig. Als es satt war, fing es wieder an zu weinen und zu toben, und wollte wieder fort zu seiner Mutter. Kennst du den Sack noch? sagte das Weib. Wenn du nicht krank wärest, thät' ich dich hinein. — Das Kind fürchtete sich, aber es konnte seiner Verzweiflung nicht Meister werden, und sie zankten miteinander den ganzen Tag, und am andern Tage fing das Elend wieder von vorne an. Und so ging das eine Zeit lang. Die Widerspenstigkeit half dem Kinde nicht, und vermehrte nur seine Leiden. Noch einmal wollte es zu seiner rechten Mutter gehen, aber da wurde es wieder von den Bedienten vor die Thüre gesetzt, und bekam manchen Stoß dazu. Alle seine Hoffnung verschwand, und wenn es nicht hungern wollte, mußte es betteln. Und es lernte betteln; denn der Hunger ist ein großer Lehrmeister.

Das rechte Bettelkind aber, das lebte unterdessen in Glück und Reichthum, und weil es gutes Essen hatte, und warme Kleider, so blühte sein Gesichtchen, das früher immer so blaß gewesen war, bald in Gesundheit, und seine Augen bekamen rechten Glanz, und da konnte man erst sehen, wie schön es war. Es hatte nur einen Kummer, daß es nicht wußte wie

es seiner Mutter erging, und ob dieselbe Hunger leiden müsse. Es konnte aber nicht zu seiner Mutter gehen, weil die vornehme Frau es nicht von sich ließ. Sie fuhr aber oft mit ihm in einem schönen Wagen spazieren, und da geschah es eines Tages, daß ihnen das Bettelkind begegnete. Das kam in seinen Lumpen daher und bettelte; da sah es auf einmal die Karosse, die es sehr gut kannte, und sah seine Mutter darin sitzen, und neben ihr das andre Kind in seinen schönen Kleidern. Da lief es neben dem Wagen her, und rief: Mutter! Mutter! — Die Frau kannte aber ihr Kind nicht, und sagte: Was will das häßliche Bettelmädchen? — Mutter! rief es wieder, Mutter! nimm mich mit! — Warum nicht gar? — sagte die Frau, und legte sich zurück in den Wagen, und sah das Kind gar nicht mehr an. Das lief aber dem Wagen nach, und streckte bittend die Hände nach seiner Mutter aus, und rief immer wieder: Mutter! Mutter! Aber seine Mutter kannte es ja nicht mehr, und der Wagen fuhr schneller, und es keuchte athemlos, und konnte endlich nicht mehr, und der Kutscher schlug mit der Peitsche nach ihm. Da fiel es zu Boden, und lag da ausgestreckt. Es lag da,

wie das andre Kind dagelegen hatte, als es ihm den Stein auf die Brust geworfen hatte.

Es kam ein Mann vorüber, der hatte Mitleid mit ihm, und nahm es auf, und weil es vor Weinen nicht sagen konnte, wohin es gehörte, trug er es an eine Kirche, die nahe dabei war, und setzte es auf die Treppe. Einige Kinder waren mitgelaufen, die blieben vor ihm stehen, und betrachteten es neugierig. Als es sich etwas erholt hatte, schämte es sich vor den Kindern, und ging in die Kirche hinein, und wollte da warten, bis die Kinder fort wären. Es ging seitwärts in die Kirche, wo es nicht so hell war, und stellte sich hinter eine Säule. Auf einmal war es, als ob Jemand an seinem Kleide zupfte. Es konnte aber Niemanden sehen. Nach einem Weilchen geschah es noch einmal, es war so, als würde es an seinem Kleide gezogen, und es folgte dem Zuge, und ging weiter in die Kirche hinein. Da kam es an das kleine Kapellchen, in welchem der Engel stand; denn es war dieselbe Kirche, in welcher das Bettelkind in denselben Kleidern, die das reiche Kind jetzt anhatte, so oft gebetet hatte. Als es nun an das Kapellchen kam, da hörte das Zupfen auf, und es sah den Engel und sein freundliches Lächeln. Es

wischte seine Thränen aus den Augen, um ihn besser sehen zu können, und dann sah es auch das Band, welches der Engel in der einen Hand hatte, und las was darauf geschrieben stand, denn es hatte gut lesen gelernt. Darauf aber standen mit goldnen Buchstaben die Worte: Bete, und du wirst getröstet sein. — Und wieder sah es das Angesicht des Engels, und Trost lächelte ihm daraus entgegen, und es meinte es sähe, wie sich die Lippen des Engels bewegten, als flüsterten sie dieselben Worte: Bete, und du wirst getröstet sein.

Da fiel es nieder auf seine Kniee, und betete, und lag da, und merkte nicht das Vergehen der Zeit. Und es war ihm, als fiele nach und nach eine Last von ihm ab, als zerginge seine Eitelkeit und seine Verzweiflung, und als schmölze die Härte in seinem Herzen; und es wurde ihm immer leichter und lieblicher zu Muthe. Es war Abend, als es endlich aufstand, und noch einmal vor dem Altar sich neigte und sagte: Nun will ich Alles tragen in Geduld, was über mich kommen mag. — Es nickte auch dem Engel noch einmal freundlich zu; in demselben Augenblicke kam der Abendstrahl in die Kirche, und fiel auf das marmorne Gesicht des

Engels, daß es röthlich schimmerte, und ganz wie lebendig war, und da meinte das Kind zu sehen, daß der Engel wirklich lebendig lächelte, und mit dem Kopf zum Abschied winkte.

Das andre Kind war in der Karosse mit der vornehmen Frau weiter gefahren, und wo sie vorüber fuhren, da sagten die Leute zu einander: Seht, seht das schöne Kind! — Es hatte aber voll Erstaunen in der Karosse gesessen, als das verwechselte Kind nach seiner Mutter rief, und es hatte seine alten Bettelkleider erkannt, und auch das Kind, obgleich es schon gar blaß geworden war, von dem elenden Leben. Und als sie nun weiter fuhren, da sagte es zu der stolzen Frau: Das war kein Bettelkind; das war dein eigen Kind, und ich bin das Bettelkind. — Sei still, mein Töchterchen, sagte die Frau, du weißt ja, daß solche Worte mich betrüben. — O, sagte das Kind, ich kenne deine Tochter recht gut; sie ist blaß geworden, sie hatte rothe Backen, als sie mir aus dem Fenster den Stein zuwarf. Ich weiß, was sie leiden muß, ich habe es erfahren lange Zeit. — Sei still, sei still, mein Kind, sagte die Frau, es ist Alles nur deine Einbildung.

Sie versank aber in Nachdenken, und als sie zu Hause

waren, und am Abend das Kind zu Bett gegangen war, da blieb sie auf, tief in die Nacht, und gedachte der Worte des Kindes: „sie hatte rothe Backen, als sie mir aus dem Fenster den Stein zuwarf.“ — Gewiß hat mich der Himmel bestraft, dachte sie, und hat die Sinne meines Kindes verwirrt, weil es an dem armen Bettelkind so grausam gehandelt hat. Ich bin Schuld daran, denn mir gefiel die Bosheit meines Kindes. Und nun ist mein Kind verblendet, und meint es wäre ein Bettelkind, und was ich, seine Mutter, nicht an ihm gethan habe, das thut es selbst durch seine Verblendung, denn es ist demüthig und fromm geworden. Das hat es von mir nicht gelernt, und es hat Recht, wenn es mein Kind gar nicht mehr sein will.

So ging sie in sich, und beklagte, was sie früher gethan hatte. Ich muß werden wie mein Kind, dachte sie endlich, ich muß seine Güte nachahmen; dann wird es mich wieder als seine Mutter erkennen.

In derselben Nacht aber schlief die Bettelfrau auch nicht, sondern saß in Gedanken an dem Bette des Kindes, das sie für das ihrige hielt. Daran waren aber zwei Nachbarinnen Schuld, die ihr an dem Tage auf der Straße be-

gegnet waren. Seht, hatte die eine Nachbarin gesagt, da kommt die böse Frau, die ihr armes Kind so schlecht behandelt. So weit hat sie es nun endlich gebracht, daß das Kind ganz wie verwandelt ist. Es war immer so sanft und gut, und alle Leute hatten es gern, weil es so geduldig die Bosheit seiner Mutter ertrug, und nun ist es böse. — Ja, hatte die andere Nachbarin gesagt, es ist kein Wunder, wenn das Kind endlich auch böse geworden ist. Wie die Mutter ist, so wird auch das Kind. Sie hat seine Natur verdorben, sie hätte besser gethan, sich die Tugend des Kindes zum Beispiel zu nehmen. — Es wird ihr noch schlecht genug ergehen, hatte wieder die erste Nachbarin gesagt. Sie wird bald alt und schwach sein, und das Kind wird groß sein und stark, dann wird es noch seine Mutter schlagen. — Und damit wird ihr widerfahren, was sie verdient hat, — hatte die andere Nachbarin gesagt, und dann waren sie weiter gegangen.

Die Worte der Nachbarinnen waren der bösen Bettelfrau ins Herz gegangen. Es ist wahr, sagte sie zu sich selbst, mein Kind ist immer gut gewesen, und nun ist es böse und widerspenstig. Ich bin Schuld daran, und muß darum der

Spott der Nachbarschaft werden. Und als nun am Abend ihr Kind nach Haus gekommen war, blieb sie sanft, und that ihm Nichts, obgleich es kein Almosen mitgebracht hatte, und in der Nacht wachte sie, und betrachtete das Kind im Schlaf, und sah den Gram in seinen bleichen Zügen, und wie die Furcht vor ihrer Bosheit in dem Gesicht des Kindes ausgeprägt war. Da ging sie ganz in sich und fühlte große Reue.

Am Morgen aber sah sie, daß das Kind auch verändert war, denn es war still, und aß ohne Klage das harte Brod, und fragte dann, ob es betteln gehen solle? — Da umarmte sie das Kind, und sagte, daß es ihr eine große Freude sei, zu sehen, daß es wieder sanft und freundlich sei wie ehedem, und sie wolle es nun auch immer gut behandeln. Ja, sagte das Kind, ich habe Trost gefunden, und werde künftig immer gehorsam sein. — Und wo hast du den Trost gefunden? fragte die Frau. — In der Kirche ist ein Engel, sagte das Kind, der sprach zu mir: Bete, so wirst du getröstet sein. Und da habe ich gebetet, und bin getröstet worden. — Der Frau kamen die Thränen in die Augen. Ach, sagte sie, ich möchte auch getröstet sein, in

der Bitterkeit der Armuth. Ich war hart und boshaft, das hat mir nicht geholfen. Aber ich habe so lange nicht gebetet. — Komm mit mir zu dem Engel, sagte das Kind, da wirst du es lernen. —

Sie gingen miteinander in die Kirche, und das Kind führte die Frau dahin, wo die kleine Kapelle war, und der Engel, und die Frau sah das liebliche Gesicht des Engels, und es war ihr, als sähe er ihr in das Herz. Und sie blieben da stille stehen, und das Kind betete, und die Frau dachte nach über sich selbst, und kam auch in ein inbrünstiges Gebet.

Als an demselben Morgen in dem vornehmen Hause die reiche Frau und das Kind aufgestanden waren, da zog die Frau das Kind an sich, und fragte es noch einmal, wie es doch wohl darauf gekommen sei, daß es gar nicht mehr ihr Töchterchen sein wolle? — Das Kind sagte: Ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, daß ich hier bin; aber ich bin ganz gewiß ein Bettelkind, und dein Kind, das war gestern auf der Straße, und hatte meine zerrissenen Kleider an, und es ist das Kind, das den Stein nach mir geworfen hat. — Es ist kein Zweifel, dachte die Frau, der

Himmel hat zur Strafe die Sinne meines Kindes verwirrt. Bete, mein Töchterchen, sagte sie, bete, daß die Verblendung von dir genommen werde. — Ich bete alle Tage, sagte das Kind. — Das hast du aber früher nicht gethan, sagte die Mutter. — Das habe ich immer gethan, sagte das Kind; in der Kirche ist ein Engel, den kenne ich, zu dem bin ich immer gegangen, wenn ich getröstet sein wollte. — Einen solchen Engel, der trösten kann, möchte ich auch kennen, sagte die Mutter; das ist grade, was mir fehlt. — Ich will dich gern zu dem Engel führen, sagte das Kind, und er wird dir gewiß ebenso freundlich sein, wie er es mir immer gewesen ist. — Führe mich hin, sagte die Mutter, und daran will ich sehen, ob du die Wahrheit sprichst, denn mein Kind ist nicht in die Kirche gegangen, weil ich fürchtete, die kalte Kirchenluft möchte ihm nicht gut sein, und also kennt es auch keinen Engel in der Kirche.

Das Kind freute sich, daß es seinen Freund endlich wiedersehen sollte, und war alsbald bereit, und so gingen sie in die Kirche, und kamen in das kleine Kapellchen, wo der Engel stand. Siehst du? — sagte das Kind — siehst du, wie er mich anlächelt? — Und die Frau erschrak, denn es

war wirklich, als wenn der Engel freundlich lächelte, und den Kopf ein wenig bewegte.

An dem Altar fanden sie die Bettelfrau und das Kind in den zerrissenen Kleidern, und die Beiden sahen auf, als sie Jemand kommen hörten, und da standen sie, die zwei Mütter und die Kinder, und sahen einander an.

In der geweihten Kirche aber, und vor dem Altar konnte das Hexenwerk nicht bestehen. Die Verblendung fiel von den Augen der Mütter, und sie erkannten ihre rechten Kinder.

Die vornehme Frau sah ihr Töchterchen in den Bettelkleidern starr an, und konnte vor Erstaunen zuerst kein Wort hervorbringen. Dann streckte sie die Hände aus und rief: Mein Kind! — Da lief ihr Töchterchen ihr in die Arme, und klammerte sich an sie, und schluchzte vor Freuden. So ist es doch wahr, sagte die Frau, daß du von mir weggewesen bist? Und ich habe dich nicht erkannt, als du auf der Straße nach mir riefest, und die Hände nach mir ausstrecktest! —

Das andere Kind war unterdessen zu seiner rechten Mutter gegangen. Es reichte ihr die Hand, und sagte: Nun

p. 244.



war wirklich, als wenn der Engel [illegible] den Kopf ein wenig bewegte.

An dem Altar fanden sie die Bettel[illegible] in den zerrissenen Kleidern, und die [illegible] sie Jemand kommen hörten, und da [illegible] Mütter und die Kinder, und sahen [illegible]

In der [illegible] Kirche [illegible] konnte das [illegible] von den [illegible] Kinder.

Die vornehme [illegible] Acbert starr an, und [illegible] hervorbringen. [illegible] Mein Kind! — [illegible] und klammerte sich [illegible] ist es doch wahr, sagte [illegible], daß du [illegible] gewesen bist? Und ich habe dich nicht [illegible] der Straße [illegible] und die [illegible] strecktest! —

Das andere [illegible] Mutter gegangen. [illegible]

p. 244.



ko
ge
zu

sa
D
da
vo
S
we
di
me
gu
be
we
ih
F

F
in
K

komme ich wieder zu dir, und will wieder für dich betteln gehen. Die Bettelfrau aber wagte gar nicht, das Kind anzurühren, wegen seiner vornehmen Kleider.

Die reiche Frau hatte gehört, was das Bettelkind gesagt hatte, und sie nahm es auch in ihre Arme und sagte: Du liebes, frommes und gutes Kind; ich sehe nun wohl, daß du nicht mein Kind bist, aber ich lasse dich nimmermehr von mir, denn ich habe dich so lieb wie mein eigen Kind. Sieh meine Tochter, du sollst ihr Schwesterlein sein, und wenn sie dir weh gethan hat, mit dem harten Stein, so soll dir nun dein Lebenlang wohl gethan werden. — Ich kann meine Mutter nicht verlassen, sagte das Bettelkind. — Du gutes Kind, sagte die reiche Frau, du sollst deine Mutter behalten. Sie kann ja nur eine fromme und gute Frau sein, weil sie dich so fromm und gut erzogen hat. Darum sollen ihre Leiden aufhören, und wir wollen Alle zusammen in Frieden und Freude leben.

Als die Bettelfrau hörte, wie sie so von der vornehmen Frau gelobt wurde, da dachte sie an das Böse, was sie immer ihrem Kinde gethan hatte, und schämte sich. Ihr Kind aber reichte ihr die Hand, und sie nahm die Hand,

und sah es mit demüthigem Blick an. Das Kind verstand wohl, was sie für Gedanken hatte, und lächelte so freundlich, daß sie es tief im Herzen fühlte; und sie drückte seine Hand, als wollte sie sagen: dir will ich wohlthun mein Lebenlang.

Sie gingen Alle fort mit der vornehmen Frau.

Zu derselben Zeit war die Hexe wiedergekommen. Die wollte einmal sehen, wie es mit den verwechselten Kindern gegangen war. Da wurde ihre Erwartung gar sehr getäuscht. Sie sah, wie sie miteinander gingen, und ihr Blick drang in ihre Herzen, und da sah sie, daß durch das eine gute Kind die Andern Alle, das vornehme Kind und die zwei Mütter, fromm und gut geworden waren. Da ärgerte sie sich, und ihre Augen waren voll Bosheit. Aber sie konnte Nichts machen, denn sie sah, daß neben den beiden Kindern eines Engels Gestalt daher ging, lieblich und durchschimmernd. Niemand konnte die Gestalt sehen, als sie mit ihren Hexenaugen. Sie fürchtete sich vor dem Engel, und als er seine Augen auf sie richtete, da zitterte sie am ganzen Leibe, und machte, daß sie fortkam. Und sie ist nicht mehr in die Stadt gekommen.

Die Mütter kamen mit ihren Kindern in das große Haus, und da lebten sie Alle miteinander in Frieden und in Freude. Die Bettelkleider wurden zum Andenken bewahrt. Die beiden Kinder gingen alle Tage miteinander in die Kirche, und besuchten den marmornen Engel, und immer lächelte er sie freundlich an. Die Mütter gingen auch oft mit in die Kirche, und sie blieben Alle in Frömmigkeit ihr Lebenlang.

Die Könige kamen mit ihren Kindern in das große Land, und sie lebten da alle miteinander in Frieden und in Freude. Die Christfeste wurden zum Andenken gefeiert. Die beiden Kinder gingen alle Tage miteinander in die Kirche, und besuchten den wunderbaren Engel, und immer lächelte er sie freundlich an. Die Mütter gingen auch oft mit in die Kirche, und sie blieben Alle in Gemeinschaft der Erlösung.

Das weiße Reh.

Es war einmal ein Prinz, der war so schön und so stark und so muthig, wie es sich für einen Prinzen geziemt. Er war zwölf Jahre alt, und konnte schon auf einem wilden Rosse ohne Sattel reiten, und sich damit herum tummeln, daß die Steine umherflogen. Und die Lanze konnte er werfen, und auf dem Jagdhorn blasen, und den Wolf auftreiben im Wald, und ihn mit Rüden hetzen, und ihm den Pfeil in die Brust schießen. Das war Alles recht seine Freude. Wenn er aber müde war, dann saß er gern bei seiner Amme im Kämmerlein, und ließ sich wunderbare Geschichten erzählen. Deren wußte sie genug. Weil er sie so lieb hatte, war sie im Schlosse geblieben, als er größer geworden war. Das hatte der König erlaubt, weil auch seine Mutter, die Königin, gestorben war bei seiner Geburt.

Eine Geschichte gefiel ihm besonders, die mußte die Amme

oft erzählen, und er wollte immer mehr davon wissen. Das war die Geschichte von der verzauberten Prinzessin.

Vor vielen hundert Jahren, so erzählte die Amme, da lebte einmal eine stolze Königin, ich weiß nicht wo. Die hatte eine wunderschöne Tochter und eine Stieftochter, die war ebenso schön. Die Leute wußten gar nicht, welcher sie den Vorzug geben sollten. Darum konnte die Königin ihre Stieftochter nicht leiden; es wäre ihr lieber gewesen, wenn ihre rechte Tochter alle Ehre allein gehabt hätte. Wenn fremde Prinzen kamen, um eine davon zur Braut zu begehren, dann wußten sie nicht welche sie wählen sollten. Wenn sie die Eine sahen, dann dachten sie: diese ist es; aber dann kam die Andere, und sie dachten: nein, es ist diese. — Am Ende konnten sie sich zu Keiner entschließen. Sie seufzten und klagten eine Zeitlang, und dann gingen sie wieder fort, um sie alle beide zu vergessen. Darüber erzürnte sich die Königin. Wenn meine Stieftochter nicht wegkommt, dachte sie, dann wird meine Tochter niemals einen Mann bekommen. Die zwei Prinzessinnen hatten sich in ihrer Jugend immer lieb gehabt. Als aber die Prinzen kamen, und es ihnen so übel erging wegen ihrer Schönheit, da wurde die Tochter der Königin

eifersüchtig auf ihre Stiefschwester, und that ihr manches Leid an. Die Königin hatte auch noch drei Söhne, die waren so stolz und so böse wie ihre Mutter, und sie haßten ihre Stiefschwester. Einmal in einer Nacht weckte die Königin ihre Söhne und sagte zu ihnen: Ich habe eurer Stiefschwester einen Schlaftrunk gegeben; kommt und nehmt sie aus ihrem Bett und werft sie in den Brunnen, dann sind wir ihrer los. — Die drei bösen Prinzen waren alsbald bereit. Sie standen auf, und nahmen die arme Prinzessin aus ihrem Bette, und sie erwachte nicht, weil sie den Schlaftrunk bekommen hatte. Sie trugen sie hinunter in den Hof, und da warfen sie sie in den Brunnen. Das war ein schauerliches Werk in der dunkeln Nacht. Die Königin stand dabei. Sie hörten den schweren Fall in das Wasser. In der Nacht konnten sie nicht mehr schlafen; immer und immer wieder hörten sie das Rauschen des Wassers, und das war schauerlich. Aber es war geschehen. Am andern Tage hörte es die andere Prinzessin; der jüngste Bruder, der hatte die That bereut, und erzählte es ihr. Sie erschrak bis ins Herz, und wenn sie gleich eifersüchtig auf ihre Schwester gewesen war, so weinte sie doch und klagte, denn den Tod hatte sie ihr

nicht gewünscht. Sie saß den ganzen Tag an dem Brunnen, und sah in die Tiefe hinab; aber es war ganz dunkel darin. Laßt sie nur sitzen, sagte die Königin, sie wird es endlich wohl müde werden. Aber sie blieb sitzen, auch als die Nacht kam, und Alle zu Bett gegangen waren. Und als nun Alles still war, und tiefe Nacht, da auf einmal hörte sie das Wasser in dem Brunnen rauschen, und ein Schrecken überfiel sie. Eine weiße Gestalt stieg empor; das war aber nicht ihre Schwester, das war die Wassernixe die in dem Brunnen wohnte. Von der hatte Niemand Etwas gewußt. Sie berührte die Prinzessin mit einem weißen Stäbchen, da fiel sie in Schlaf. Drauf ging die Nixe in den Pallast hinein, und kam an das Bett der Königin, und berührte sie mit dem Stäbchen, und ging dann zu den drei Prinzen und berührte sie. Endlich kam sie wieder zu ihrem Brunnen, und da schwang sie noch einmal ihr Stäbchen, und sprach:

Aller Tage alle Stunden
Liegt in Zauberschlaf gebunden.
Wachet auf um Mitternacht,
Wo ihr schnöden Mord vollbracht:
Rehlein springt im Walde scheu,
Grimmig ist der starke Leu,
Falsch der Wolf und wild der Bär,
Listig kriecht die Schlang' umher.

Das war ihr Zauberspruch, und seitdem liegen sie im Zauberschlaf, die Königin und die drei Prinzen und die Prinzessin. Aber um Mitternacht erwachen sie, und die Königin verwandelt sich in eine Schlange, und bewacht das Schloß; der eine Prinz wird ein Löwe, der andere ein Bär, und der dritte ein Wolf, und sie streifen durch den Wald, und was ihnen Lebendiges begegnet, das bringen sie um. Die Prinzessin aber verwandelt sich in ein weißes Reh, und springt herum, und schaut nach allen Seiten, ob Niemand kommt, der Muth genug hat sie zu erlösen. Der muß aber mit ihren Brüdern kämpfen; und das ist ihre Strafe, daß sie Niemanden in das Schloß lassen dürfen, obgleich sie gern erlöst sein möchten. Ehe es aber Tag wird, müssen sie Alle in das Schloß zurückkehren, und da verwandeln sie sich wieder und schlafen ein, bis es wieder Mitternacht ist. Bei Tage aber kann Niemand das Schloß finden. Das hat gedauert und hat gedauert lange Zeit. Das Schloß ist zerfallen, und ist vielleicht Nichts mehr davon übrig, und man weiß auch nicht mehr wo es gestanden hat.

Das war die Geschichte, die von allen Geschichten der Amme dem Prinzen am Besten gefiel. Er meinte immer,

die Geschichte wäre noch nicht aus, denn es könne doch nicht immer und immer so dauern mit der Verzauberung, und endlich müsse ein tapferer Prinz kommen, und die Prinzessin erlösen. — Ja, sagte dann die Amme, davon habe ich Nichts erfahren. Ich habe nur gehört, daß wohl vor alten Zeiten mancher Prinz darnach ausgezogen ist, das Abentheuer zu bestehen, und auch den großen Schatz zu holen, der in dem Schloß sein soll; und die wieder gekommen sind, die haben gesagt, das Schloß sei nicht zu finden. Viele aber sind nicht wiedergekommen, und die mögen es wohl gefunden haben, und von den drei Thieren und der Schlange umgebracht worden sein. — Das war dem Prinzen nicht genug, er wollte die Amme solle sich nur recht besinnen, die Prinzessin sei gewiß erlöst worden, denn sie sei ja gar nicht einmal Schuld an dem Mord, und habe auch den ganzen Tag an dem Brunnen geweint. Die Amme aber sagte, wenn die Prinzessin durchaus erlöst sein solle, so möge er selbst zu dem Abentheuer ausziehen, und das Schloß suchen. Sie wisse einmal nicht mehr. So habe es ihr ihre Großmutter erzählt, und die habe es von ihrer Großmutter gehört, und die habe es von ihrer Großmutter gehört gehabt. Es sei eben schon gar lange

her. Ja, sagte dann der Prinz gar oft, wenn ich nur wüßte wo das Schloß ist, ich wollte die arme Prinzessin erlösen, und dann wollte ich sie heirathen.

Und die verzauberte Prinzessin blieb ihm immer im Sinn, auch als er größer wurde, und als die Amme gestorben war. Er war endlich alt genug zum Heirathen, und da ließ ihn sein Vater auf die Brautfahrt gehn zu andern Königen, welche schöne Töchter hatten. Da sollte er sich die Schönste aussuchen, und er sah gar viele, und es war keine darunter, die nicht gern Ja gesagt hätte, denn es waren wohl sonst noch Prinzen genug vorhanden, aber so Keiner mehr. Aber er erwählte Keine von ihnen, sie mochten so schön sein wie sie wollten; denn er hatte schon Eine im Sinne, die er durchaus haben wollte, obgleich er sie noch nicht gesehen hatte. Und das war die verzauberte Prinzessin.

Einmal war er bei einem König, der gab ihm zu Ehren ein Turnierspiel. Denn der König wollte auch, daß er seine Tochter heirathen sollte, und konnte nicht begreifen, daß er sich gar nicht um die schöne Prinzessin bekümmerte, vielmehr schwermüthig umherging. Und doch war die Prinzessin wegen ihrer Schönheit weit und breit berühmt, und schaute auch

den Prinzen mit ihren dunkeln Augen immer so freundlich an, wie sie nur konnte. Um nun seine Schwermuth zu verscheuchen, ließ der König das Turnierspiel anstellen. Da kamen viele Prinzen und Ritter und viel Volk, und es wurde tapfer gekämpft. Doch stießen sie nur mit stumpfen Lanzen aufeinander, damit Niemand Schaden nehmen sollte, weil es nur ein Spiel war. Das gefiel dem Prinzen gut; er tummelte sein Roß auf dem Kampfplatz herum, und schwang seine schwere Lanze so leicht, als wenn es nur eine Weidengerte wäre. Alle bewunderten ihn, und er stach einen Ritter nach dem andern vom Pferde herunter, daß ihnen die Rippen krachten. Die Prinzessin hielt schon den silbernen Lorbeerkranz bereit, mit welchem der Sieger gekrönt werden sollte, und sie dachte, dabei werde er doch endlich sie hübsch anschauen, und mit den Pfeilen, die aus dem Glanze ihrer Augen strahlten, werde der Sieger wohl besiegt werden. Auf dem Kampfplatze war endlich nur noch ein kleines zierliches Ritterlein übrig, das ritt auf einem ganz schwarzen schlanken Pferdchen, und war der furchtbaren Lanze des Prinzen noch immer entgangen. Auf seinem Schild war eine Wasserlilie gemalt, und auf dem Helme trug es einen Kranz von

Schilf geflochten. Der Prinz hatte es seiner Kleinheit wegen verachtet, als es aber allein noch übrig war, da meinte er, er müsse es doch auch von seinem Rößlein stoßen, wenn auch ein wenig sänftlich, um ihm nicht wehe zu thun. Aber er konnte das Ritterlein nicht erreichen; das wußte sein Rößlein so hurtig zu drehen und zu schwenken, bald zur Rechten und bald zur Linken, daß alle seine Mühe vergebens war; und dabei sah man, daß das Ritterlein sich gar nicht fürchtete, sondern recht seine Lust an dem gefährlichen Spiele hatte. Der Prinz wurde hitzig, und spornte sein Roß, daß die Sporen roth wurden vom Blut. Auf einmal hielt das Ritterlein gerade dem Prinzen gegenüber sein Rößlein an, und wich ihm nicht mehr aus, als er wild mit eingelegter Lanze heran sprengte. Das Rößlein stand wie eine Mauer, und der Kleine saß darauf wie eine Bildsäule, und hielt nur den Schild vor, und alsbald prallte die Lanze des Prinzen dagegen mit einem furchtbaren Stoß. Alle, die zusahen, schrieen laut auf, denn sie dachten nicht anders, als daß der kleine Mann mit sammt seinem Rößlein niedergerannt werden, und Arm und Bein brechen würde. Aber siehe da, die gewaltige Lanze zerbrach von dem Stoß in tausend Stücke, daß sie hoch

in die Luft flogen, das Ritterlein aber saß so fest und so ruhig, als wäre nur eine Feder vom Wind an seinen Schild geweht worden. Da entstand ein allgemeines Jubeln, und der Prinz selbst bewunderte die Kraft seines kleinen Gegners, schwenkte sein Roß, und ritt auf ihn zu, und sagte ihm, daß er der beste Ritter sei, der ihm noch vorgekommen wäre. Da schlug der Kleine sein Visir zurück, und der Prinz mußte noch vielmehr erstaunen, denn er sah ein schneeweißes, wunderschönes Frauengesicht, jung und lieblich, und geschmückt mit einem freundlichen Lächeln. Er sah die Erscheinung starr an, und neigte sich, wie die Ritter vor edlen Frauen zu thun pflegen. Sie aber nickte ihm zu, und sagte:

Ritters Lanze, stark und wild,
Bricht an Wasserweibchens Schild.
Lüstet dich nach ernsten Thaten, —
Wasserweibchen kann dir rathen. —

Ei, sagte der Prinz, das ist ein wunderliches Reden. Wer du aber auch sein magst, dein Arm ist stark, und dein Angesicht ist lieblich, und darum will ich gern Deinen Rath hören, denn ernste Thaten sind mein Begehr. Da sagte das Wasserweibchen:

Es liegt ein Schloß im Wald nicht weit,
Darinnen schläft die schönste Maid,
Sie schläft so lang in Zaubers Hut,
Sie wartet auf ihren Ritter gut.

Das ist die verzauberte Prinzessin! rief der Prinz, als er diese Worte hörte. Das Wasserweibchen aber hatte schon sein Rößlein herumgeworfen, und sprengte davon, mitten durch das Volk, und zum Thore hinaus. Der Prinz besann sich nicht lange, setzte seinem Thiere die Sporen ein, und jagte ihm nach, und draußen ging es querfeldein, und er hatte den König und die Prinzessin und das ganze Turnier vergessen. Er konnte aber die Nixe nicht erreichen. Er sah daß sie ihre Waffen von sich warf, und auch ihren Helm und Schild und Harnisch, und wie sie auf die Erde fielen, flossen sie auseinander und waren Wasser. Sie saß in ihrem grünen Wasserkleid auf ihrem Rößlein, und der Silberschleier flatterte in der Luft. Er stach seinen Renner, aber er konnte nicht nachkommen. Als es Abend wurde, kamen sie an einen Wald, da war ein Wasserfall, und der Prinz meinte zu sehen, wie die Nixe gerade hinein sprengte in die schäumenden Wasserstrahlen. Er kam auch dahin; aber die Nixe war nicht mehr zu sehen. Nun ließ er sein müdes Thier langsamer an

dem Wasser hintraben. Das war ein kleiner Fluß, der schlängelte sich durch den Wald. Nicht lange, so sah er ein Licht, und fand die Hütte eines Fischers. Der hatte schon den Hufschlag gehört, und kam ihm entgegen, und sagte: Endlich, Herr Ritter; ich habe Euch schon lange erwartet. — Der Prinz fragte, woher er denn erfahren habe, daß er kommen würde? — Gestern, sagte der Fischer, war ein junger Ritter hier auf einem schwarzen Rößlein, der hat es mir gesagt. Der Prinz wunderte sich. Ich kenne den jungen Ritter wohl, sagte er, der hat mir heut warm genug gemacht, und meinem Roß noch wärmer. — Drauf fragte er den Fischer, ob nicht in dem Wald ein altes Schloß wäre? — Der Fischer sagte: Ja, es soll einmal eines da gewesen sein, und vielleicht ist es noch da, aber ich habe es noch nicht gesehen, denn ich gehe nicht gar tief in den Wald, wegen der wilden Thiere. Die kann man des Nachts brüllen hören. — Das Schloß muß ich finden, sagte der Prinz. — Der Fischer aber rieth ihm ab, und sagte ihm, der Fischer der vor ihm dagewesen sei, und der ein sehr alter Mann gewesen, der habe von dem Fischer vor ihm erzählen gehört, daß vor Zeiten viele tapfere Ritter in den Wald gekommen seien, um das

Schloß zu suchen, und den Schatz zu holen, der darin sein solle. Das Schloß sei aber verzaubert gewesen, und die Ritter seien alle von wilden Thieren zerrissen worden. — Der Prinz sagte, es könne einmal nicht anders sein, er müsse das Abentheuer bestehen, denn es sei eine Prinzessin da, die verwandle sich um Mitternacht in ein weißes Reh, und bei Tage liege sie im Zauberschlafe. Die wolle er erlösen, und das sei gerade so Etwas für einen wackern Rittersmann. — Wie der Fischer von dem Reh hörte, sagte er: hm! hm! das trifft ja gar wunderbar zusammen. Wenn ich so zuweilen im Mondenscheine mein Netz in das Wasser thue, dann geschieht es wohl, daß ein weißes Rehlein am Ufer spaziert und mir zuschaut. Ich habe mich schon oft über das Thierchen gefreut. — Das hörte der Prinz mit Freuden, und war guter Dinge, und wartete noch eine gute Weile, bis er dachte, daß bald Mitternacht wäre, und ging dann hinaus, und schaute umher.

Es war heller Mondschein, und es dauerte auch nicht lange, da kam ein weißes Thierchen aus dem Wald hervor. Es sprang zierlich über den grünen Rasen bis an das Wasser, und trank einen langen Zug. Der Prinz sah, daß es ein

Reh war, wie er aber darauf zuging, hüpfte es fort unter die Bäume, blieb aber da wieder stehen, und schaute nach ihm um. Der Prinz sattelte eilig sein Roß, um das hurtige Thierchen besser verfolgen zu können, und nahm das größte Netz mit, welches der Fischer hatte, um damit das Reh fangen zu können, ohne ihm wehe zu thun. Der Fischer sagte: das Netz werdet ihr gar wohl gebrauchen können, aber es ist nicht für das Rehlein, das ist viel zu geschwind. Der Prinz sprengte gegen den Wald. Da hörte er den Fischer singen:

Fahr hin, fahr hin, du junges Blut,
Das Netz ist für die Schlange gut.

Der Prinz sah sich um, und sah, wie die Fischerhütte hinabsank in das Schilf, und statt des Fischers stand das Wasserweibchen da, in seinem grünen Gewand, und mit seinem Silberschleier, und es versank langsam in die spielenden Wellen. Ei, dachte der Prinz, das war schon wieder das Wasserweibchen, und wenn es mir noch weiter bei dem Abentheuer hilft, dann wird es mir wohl gelingen, die Prinzessin zu erlösen. Er ritt wohlgemuth in den Wald, und das weiße Reh ließ sich alsbald wieder sehen. Er nahm das

Netz in die Hand und spornte sein Roß; doch konnte er nicht gar schnell vorwärts kommen, denn obgleich heller Mondschein war, so war es doch unter den Bäumen dunkel genug. Das Reh beeilte sich aber auch nicht, und wenn er zurück blieb, wartete es auf ihn, und zeigte ihm ordentlich den Weg. Denn er sah immer das weiße Fell zwischen dem dunkeln Laube schimmern.

Auf einmal aber verschwand das Reh in dem Dickicht, und ein großer Wolf sprang hervor. Das Pferd bäumte sich, und der Wolf packte es mit seinen scharfen Zähnen. Der Prinz riß sein Schwert heraus, und alsbald hatte der Wolf einen Hieb in der linken Vordertatze, daß er heulend von dem edlen Pferde ablieߟ, und in den Wald davon hinkte. Das ist der Eine, dachte der Prinz, er hatte aber kaum Zeit dazu, denn mit wildem Gebrüll kam ein Bär heran. Da ließ sich das Pferd nicht mehr lenken, und nahm Reißaus. Der Prinz sprang herunter, und ließ es laufen, und ging dem Bären ohne Furcht entgegen. Der kam mit offenem Rachen heran, wie er aber gerade vor ihm war, da sprang der Prinz hinter einen Baum, lief um den Baum herum, und kam hinter den Bär, und versetzte ihm einen gewaltigen

Hieb in das rechte Hinterbein. Da hatte der Bär auch sein Theil, und hinkte brüllend in den Wald. — Das ist der Zweite, dachte der Prinz, nun muß der Löwe kommen. — Der ließ sich auch nicht lange erwarten, er kam mit großen Sprüngen heran, und seine Augen funkelten. Der Prinz hielt ihm seinen Schild entgegen, und der Löwe packte den Schild mit seinen gewaltigen Tatzen, und riß daran, und öffnete seinen Rachen, der war so groß, daß er dem Ritter den ganzen Kopf mit sammt dem Helm auf einmal hätte abbeißen können. Der Prinz aber war auf seiner Hut; er streckte den Arm aus, daß der Löwe nicht gleich an ihn konnte, und mit aller Kraft gab er dem Unthier einen Hieb auf den Kopf, daß ihm das Blut über die funkelnden Augen lief, und er nicht mehr sehen konnte. Da heulte er vor Wuth, und machte sich fort, ehe ihm der Prinz noch einen zweiten Hieb versetzen konnte. — Das war der Dritte! dachte der tapfere Prinz, wischte sich den Schweiß ab, und ging muthig voran.

Es kam kein Thier mehr; aber das Gestrüpp wurde immer dicker unter den Bäumen, es war lauter Dornengebüsch, und so verwachsen, daß der Prinz sich seinen Weg mit dem Schwerte hauen mußte. Er konnte daher nur langsam vor-

wärts kommen, und arbeitete bis an den Tag, ohne das Schloß zu erreichen. Das war aber ein Glück für ihn, denn wenn er bei der Nacht angekommen wäre, dann hätte er die Schlange vor dem Thore gefunden, und es würde ihm übel ergangen sein.

Als es nun Tag geworden war, da ruhte er ein wenig aus, und fing dann die Arbeit wieder an. Da hatte er noch genug zu thun, denn es war ein sehr wilder Wald. In der Höhe waren die uralten Bäume mit ihren knorrigen Aesten so ineinander gewachsen, daß es war wie ein Dach über den ganzen Wald hin. Unten aber drängten sich die Wurzeln einander aus der Erde heraus, und wurden Zweige, und die rankten sich mit wildem Dornengestrüpp zusammen, daß der Wald ordentlich durchflochten war, und auch das kleinste Vögelein nicht hätte durchfliegen können. Das wuchernde Strauchwerk war gar nicht mehr auseinander zu bringen; es mußte Alles zerhauen werden. Der Ritter aber ermüdete nicht; er hatte einen starken Arm, und endlich fand er Gestein und Trümmer und kam dann an das Schloß. Es lag ganz eingewachsen von allen Seiten, und wie in einem Nest von Bäumen und Büschen. Es war zerfallen

und verwüstet; die Mauern ragten noch hoch empor, aber sie waren geborsten, und aus den Spalten wuchsen Bäume hervor, die mit ihren knotigen Wurzeln die Steine und Fensterbogen umklammert hielten. Das breite Gemäuer war ganz bedeckt von wucherndem Epheu, und weichem langhaarigen Moos, und die Ranken hingen wie natürliche Vorhänge vor den hohen Fenstern. Der Prinz arbeitete sich an der Mauer entlang, bis er das Thor fand. Da ging er hinein, und kam in einen großen öden Hof, wo zerstückeltes Mauerwerk umherlag, und viele verwitterte Gebeine und Todtenschädel, und er dachte, daß es die Ueberreste von den Rittern sein möchten, die vor Zeiten hätten die Prinzessin befreien wollen. In der Mitte des Hofes war auch der Brunnen, tief und dunkel. Der Prinz warf einen Stein hinein, und es dauerte lange, bis er das dumpfe Aufrauschen des Wassers hörte. Rund um den Hof her stand das Schloß als eine wüste Ruine, die Thürme waren niedergestürzt, nur von dem einen ragte noch ein Theil empor, und da konnte man in die Gemächer sehen, wie sie übereinander lagen, denn der Thurm war von oben bis unten zerrissen, und die eine Hälfte war in Trümmer gefallen. Die Ge-

bäude, die an den Thurm stießen, waren noch etwas mehr erhalten, und der Prinz stieg eine verfallene Treppe hinauf, und fand im Innern wieder eine Treppe, und kam oben in die Gemächer. Ein Dach war nicht mehr da, er konnte überall in den blauen Himmel hinaufsehen, und der Fußboden war bedeckt mit Steinen und Schutt, und nur hier und da sah er noch ein verfaultes Stück von dem Teppich, womit er ehemals belegt gewesen war. In dem ersten Gemach fand er ein zerbrochenes Bett, und da lag ein Ritter darin und schlief. An der Wand hing eine verrostete Rüstung, und vor dem Bett lag eine Wolfshaut. Der Prinz fühlte sie an, und sie war ganz warm; der schlafende Ritter aber hatte den linken Arm verbunden, und an der Binde war frisches Blut. In dem zweiten Gemache fand er wieder einen Ritter in tiefem Schlaf, und da lag an dem Bette eine Bärenhaut, und der Ritter hatte das rechte Bein verbunden. Der Prinz kam in ein drittes Gemach, da lag wieder Einer, der hatte den Kopf verbunden, und eine Löwenhaut lag vor dem Bette. Mit den drei Rittern hab' ich's die vorige Nacht zu thun gehabt, dachte der Prinz und ging weiter. Er kam in einen großen Raum, das mußte vor Zeiten ein schöner Saal

gewesen sein. Da lag eine alte Frau seitwärts in einem verfaulten Bett, über dem noch einige Fetzen von Vorhängen zu sehen waren. Die Frau war auch in tiefem Schlaf, und hatte eine Krone auf dem Kopfe, vor ihrem Bett aber lag eine große Schlangenhaut, ganz feucht und frisch. Mitten in dem Saal aber, da lag auf dem Schutt die Prinzessin in ihrem Zauberschlaf, und vor ihr lag das weiße Rehfell, und das war auch noch ganz warm.

Dem Prinzen klopfte das Herz, als er sie sah, denn sie war noch viel, viel schöner, als er sie sich hatte denken können. Sie lag mit ihrem Haupt auf einem Stein, sanft niedergeneigt, und hatte den einen schneeweißen Arm über ihr Haupt leicht hingeschlungen, der andere lag sanft gebogen an ihrer Brust, und die kleine feine Hand hing zierlich herab. Dunkelbraune Locken flossen an ihrer Wange her, und dienten ihr als Kissen auf dem harten Stein. Der Prinz kniete bei ihr nieder, er hörte das tiefe Athmen ihrer Brust, er sah, wie das Gewand sich hob und senkte, sah, daß sie lebte, in ihrer blühenden, jugendlichen Schönheit. Aber er wagte nicht, den Sammet ihrer Wange zu berühren, nicht ihre warme, weiße Hand. Wie lange mochte sie so da lie-



gewesen sein. Da lag eine alte Frau seitwärts in einem verfaulten Bett, über dem noch einige Fetzen von Vorhängen zu sehen waren. Die Frau war auch in tiefem Schlaf und hatte eine Krone auf dem Kopfe, vor ihrem Bett aber lag eine große Schlangenhaut, ganz feucht und frisch. Mitten in dem Saal aber, da lag auf dem Schutt die Prinzessin in ihrem Zauberschlaf, und vor ihr lag das weiße Rehfell, und das war auch noch ganz warm.

Dem Prinzen klopfte das Herz, als er sie sah, denn sie war noch viel, viel schöner, als er sie sich hatte denken können. Sie lag mit ihrem Haupt auf einem Stein, sanft niedergeneigt, und hatte den einen schneeweißen Arm über ihr Haupt leicht hingeschlungen, der andere lag sanft gebogen an ihrer Brust, und die kleine feine Hand hing zierlich herab. Dunkelbraune Locken flossen an ihrer Wange her, und dienten ihr als Kissen auf dem harten Stein. Der Prinz kniete bei ihr nieder, er hörte das tiefe Athmen ihrer Brust, er sah, wie das Gewand sich hob und senkte, sah, daß sie lebte, in ihrer blühenden, jugendlichen Schönheit. Aber er wagte nicht, den Sammet ihrer Wange zu berühren, nicht ihre warme, weiße Hand. Wie lange mochte sie so da lie-

p. 270.



gen in Schlaf versenkt? Wie lange, ohne Gefühl für das Vergehen der Zeit, für den Hauch der Luft, der durch die offenen Wände spielte, der oft stürmend ihr Haar zerzauste, für den kalten Regen, der oft frei über sie niederströmte? Der Prinz konnte sich von dem lieblichen Anblick lange nicht trennen, er saß vor ihr den ganzen Tag, und schaute sie an, und meinte immer, sie müsse erwachen, müsse mit freundlichen Augen seine Blicke erwiedern.

Aber sie lag ja im Zauberschlaf, und er wußte nicht, wie er sie erlösen konnte. Er beschloß, bis Mitternacht zu warten, und zu sehen, wie die Prinzessin erwachen und in das Rehfell schlüpfen würde. Er fürchtete die drei Ritter nicht, weil sie verwundet waren; er wollte auch die Schlangenhaut zerhauen, aber er besann sich, und wollte die Königin nicht verwunden, weil sie doch schon genug gebüßt hatte. Er nahm das Netz, und that die Schlangenhaut hinein, so daß nur der Kopf heraus kam, damit die Königin um Mitternacht hineinkriechen könnte; sein Schwert aber stieß er tief in den Schutt, und machte das Netz an dem Schwertgriff fest. Darauf kehrte er wieder zur Prinzessin zurück, und weidete sich an ihrer Schönheit. Weil er aber sehr

müde war, fielen ihm nach und nach die Augen zu, und er versank in einen tiefen Schlaf, und schlief bis in die Nacht.

Er erwachte von einem großen Geräusch. Der Mond schien hell in die Gemächer herein. Die Prinzessin war fort, die lief schon als weißes Reh in dem Walde herum. In den Nebengemächern heulten und brüllten die drei Thiere, denn ihre Wunden thaten ihnen weh. Am Boden in dem Saal aber wälzte sich zischend und Gift speiend die furchtbare Schlange, die zum Glück in dem Netz gefangen war, und an dem Schwert festhing. Der Prinz fing an mit der Schlange zu sprechen, aber sie konnte nur zischen; er ging auch zu den drei Thieren, und sprach sie an, aber sie konnten nur brüllen und heulen, und sahen ihn mit Wuth an. Er konnte also nur warten, bis das Reh wieder käme, das dauerte aber die ganze Nacht, und die Thiere blieben immer am Brüllen und Heulen, und die Schlange am Zischen, und immer wilder wälzte sie sich umher und zerrte an dem Netz.

Endlich kam die Morgendämmerung. Da fielen die Thierhäute ab, und die Ritter hoben sich daraus hervor, und sanken alsbald wieder auf ihre Lager hin in tiefen

Schlaf. Das Netz aber hatte sich durch das Wälzen und Zerren fest zusammengezogen, die Königin konnte nicht heraus, weil sie so schnell einschlief, als die Haut von ihr abfiel, und sie lag bei ihrer Haut in dem Netz. Nun kam auch das Reh eilig herangehüpft, und der Prinz sprang darauf zu, und umfing es mit seinen Armen, aber das half ihm Nichts, denn gar leicht schlüpfte die Prinzessin heraus, und er behielt nur das Fell in der Hand. Sie sank nieder; sie hielt ihre Augen aber mit Gewalt offen und sah ihn an, und Freude drückte sich in ihren Zügen aus. Und im Niedersinken sprach sie schnell: Verbrennen muß das weiße Fell. Drauf stürz mich in — —

Mehr konnte sie nicht sagen, denn der Schlaf bezwang sie und schloß ihre Augen und Lippen, die nur noch ein Weilchen zuckten, als hätten sie noch viel sagen wollen. Da lag sie wieder, wie der Prinz sie Tags vorher gefunden hatte, und er mußte bis zur nächsten Nacht warten, wenn sie dann wieder das Fell abstreifen, und ihm weiter würde sagen können, was er thun sollte.

Er setzte sich wieder dahin und betrachtete die Schlafende, und der Tag würde ihm nicht lang geworden sein,

wenn er nicht angefangen hätte, großen Hunger und Durst zu verspüren. Er ging um die Mittagszeit an den Brunnen hinunter, um zu sehen, ob er vielleicht da einen alten Eimer fände, und eine Kette oder ein Seil, um Wasser aus der Tiefe zu schöpfen. Das war aber nicht nöthig, denn neben dem Brunnen stand ein kleines Tischchen fein gedeckt, und mit leckeren Speisen darauf, und auch einem Krug frischen Wassers. Er zweifelte nicht, daß das Wasserweibchen ihm das gute Essen zubereitet habe, und stärkte sich auf das Beste. Weil sie so viel für mich thut, dachte er, so wird sie wohl selber der Meinung sein, daß der Zauber endlich lang genug gedauert habe, und so wird mir die Erlösung wohl gelingen, und die Prinzessin wird mir sagen, wie ich es anfangen soll. — Er stieg nachher wieder in den Saal hinauf, und setzte sich wieder zu ihr; gegen Abend aber schlief er wieder ein, und es ging wie das erste Mal, denn er wurde wieder wach von dem Brüllen der Thiere, und dem Zappeln und Zischen der Schlange, und die Prinzessin war wieder fort. Er wartete also bis zum Morgen, da ging wieder die Verwandlung vor sich, und das Reh kam heran, und die Prinzessin schlüpfte aus dem Fell heraus, und sah

ihn an und sprach: den Brunnen schnell, in der ersten Stund' dann —. Da war sie schon wieder eingeschlafen. Aha, dachte der Prinz, indem er die Worte zusammenhielt mit denen, welche sie in der vorigen Nacht gesagt hatte, ich soll das weiße Fell verbrennen und soll sie dann in den Brunnen stürzen; das ist leichte Arbeit; erst aber will ich hören, was sie sonst noch zu sagen hat, und wenn ich sie nur ansehen kann, soll mir die Zeit nicht lang werden. — Da saß er wieder in Geduld, und freute sich an dem Anblick, und um die Mittagszeit fand er auch wieder sein Tischchen an dem Brunnen gedeckt, und stillte seinen Hunger, und dankte dem Wasserweibchen mit lauten Worten, in der Meinung, daß es wohl in dem Brunnen verborgen sein, und ihn hören würde. Nachher setzte er sich wieder neben die Schlafende, und wagte es auch, ihr die dunkeln Locken, die über das Gesicht gefallen waren, auf die Seite zu schieben, um die lieblichen Züge besser sehen zu können. Gegen Abend aber schlief er wieder ein, und erwachte erst wieder spät in der Nacht, und wartete, bis mit dem anbrechenden Morgen das Reh kam, und die Prinzessin herausschlüpfte. Und diesmal sagte sie in großer Hast:

bin ich dein, in der zweiten dann muß geschieden sein; in der dritten ich komm' in Blumenpracht, doch — —; schon wieder vergingen ihr die Worte, und sie sank auf den Stein mit ihrem lockigen Haupt, und schlief ein. Ei, dachte der Prinz, wenn also das Fell verbrannt ist, dann muß ich sie gleich in der ersten Stunde in den Brunnen stürzen, und dann wird sie mein sein. Nun, das Wasserweibchen wird wohl sorgen, daß sie dabei keinen Schaden nimmt. Aber ich bin neugierig zu hören, was sie noch zu sagen hat. So wartete er wieder den ganzen Tag, sah auch nach, ob das Netz noch recht fest wäre an dem Schwert, und besah die Wunden der drei schlafenden Ritter. Die Heilung war aber noch nicht so weit vorgeschritten, daß er nöthig hatte sich zu fürchten. Darauf ging es wieder wie in den vorhergehenden Nächten, er schlief ein, und die Prinzessin glitt in die Rehhaut, als Mitternacht war, und lief in den Wald, und kam am Morgen zurück, und verwandelte sich wieder, und sah ihn mit ihren großen Augen an und sprach: Wach' ich auf um Mitternacht, kann ich mein Fell nicht finden, versink' ich — —. Da fielen ihr die Augen zu, und der Zauberschlaf kam über sie, und sie war wieder nicht

fertig geworden. Der Prinz mußte noch einen Tag und eine Nacht warten; aber das machte ihm keine Langeweile, und er dachte auch, sie hat so lange geschlafen, daß es ihr auf ein paar Tage mehr nicht ankommen wird. Endlich in der fünften Nacht, wo wieder Alles gegangen war wie in den andern Nächten, da sagte die Prinzessin während der Verwandlung: In des Todesnacht, mein Leib der muß verschwinden.

Das soll nimmermehr geschehen, dachte der Prinz, du sollst gerettet sein und zu frischem Leben erwachen, und ich will dich heimführen als meine liebe Braut. — Er wagte aber noch nicht das Fell zu verbrennen, er wollte erst erfahren, ob die Prinzessin nicht noch Etwas zu sagen hätte, und darum wartete er bis in die sechste Nacht, und da ging wieder Alles wie vorher, und die Prinzessin fing auch wieder an zu sprechen, aber diesmal sagte sie nichts Neues, sondern fing ihren Spruch wieder von vorne an: Verbrennen muß das weiße Fell, drauf stürz' mich in den Bruunen schnell — —. Der Prinz wußte nun zwar Alles noch recht gut, was sie gesagt hatte, aber er dachte, es wäre besser, es noch einmal zu hören, wenn etwa die Prinzessin sich das erste Mal versprochen haben sollte. Er hielt also noch einmal fünf Tage

und fünf Nächte aus, und die Prinzessin wiederholte alle ihre Worte, und es waren ganz dieselben Worte:

Verbrennen muß das weiße Fell.
Drauf stürz' mich in den Brunnen schnell.
In der ersten Stund' — dann bin ich dein.
In der zweiten — dann muß geschieden sein.
In der dritten — ich komm' in Blumenpracht.
Doch wach' ich auf um Mitternacht
Kann ich mein Fell nicht finden,
Versink' ich in des Todes Nacht,
Mein Leib der muß verschwinden.

Nun wußte der Prinz, was er zu thun hatte. Er ging in den Wald und sammelte trocknes Holz, und machte auf dem Hof einen Scheiterhaufen. Er hatte aber kein Feuer, und wußte nicht wie er es bekommen sollte. Er dachte, am andern Morgen würde die Prinzessin es ihm vielleicht während der Verwandlung sagen, und er setzte sich wieder neben sie, und betrachtete ihre Schönheit. Als es aber Abend geworden war, und seine Augen schon wieder zufallen wollten, sah er einen hellen Schimmer an der Wand. Der kam von dem Scheiterhaufen, der war am Brennen. Das hatte gewiß das Wasserweibchen gethan. Eilig raffte der Prinz das weiße Rehfell auf, und nahm auch die Schlangenhaut aus

dem Netz, und die drei Thierhäute, und ging hinunter auf den Hof, und warf Alles in das Feuer. Da schlugen die Flammen hoch empor, und es gab einen abscheulichen Geruch. Es war gerade neun Uhr, und waren noch drei Stunden bis Mitternacht, dann mußte die Prinzessin erwachen, und wenn sie ihr Fell nicht fand, und sich nicht mehr verwandeln konnte, mußte sie sterben. — Der Prinz wollte daher keine Zeit verlieren, sondern sie geschwind in den Brunnen stürzen, wie sie von ihm verlangt hatte. Indem er die Treppe hinaufstieg, um sie zu holen, schauerte ihn jedoch bei dem Gedanken, daß er sie in den tiefen düstern Brunnen hineinwerfen sollte. Aber er dachte, es muß ja sein, und sie selbst hat es begehrt. Gar lieblich lag sie von Mondstrahlen umschimmert, als er wieder zu ihr kam, und er fühlte eine große Scheu sie anzufassen. Endlich nahm er ihre Hand; sanft und warm fühlte er sie in der seinigen, dann hob er langsam ihr Haupt auf mit zitternden Händen. Sie athmete ruhig in ihrem tiefen Schlaf, und wußte von Nichts. Nun nahm er sie in seine Arme, und trug sie, und von selbst fiel ihr weißer Arm um seine Schulter, und umschlang ihn, mit ihrer Wange sank sie an seine Stirn, er fühlte ihren

warmen Athem. Ach, dachte er, so wollte ich sie am Liebsten in meinen Armen wegtragen durch den Wald, und bis in meines Vaters Schloß, und sagen: da bringe ich meine holdselige Braut. Aber sie muß ja in den Brunnen hinab, sonst stirbt sie um Mitternacht, und zerfällt in Staub. Das sollen meine Augen nimmermehr sehen.

Gar vorsichtig trug er sie, und fühlte bei jedem Tritt auf der zerfallnen Treppe, ob sein Fuß auch sicher stand, und kam mit ihr an den Brunnen. — Da hätte er nun am Besten gethan, die Augen zuzumachen, und die Prinzessin alsbald hinein zu werfen in die Tiefe, ohne sich lange zu besinnen; dann wäre es gethan gewesen. Aber er sah erst noch einmal recht in den Brunnen hinein, und der war so tief und so dunkel, und es kam ein so feuchter Dunst heraus, daß er die Schlafende, die schon halb über dem Rand des Brunnens war, eilig wieder zurück zog, und sanft neben den Brunnen hinlegte. Es war ihm auf einmal gar bange zu Muthe, als wäre es nicht möglich, sie in den garstigen kalten Brunnen hinab zu stürzen, als könne es gar nicht sein, daß sie dadurch erlöst würde, und daß sie vielmehr durch seine Hand einen schrecklichen Tod finden müßte. Er

dachte daran, was ihm seine Amme erzählt hatte, wie die Königin und die drei Prinzen die andere Prinzessin hinabgeworfen hatten, und wie sie in der Tiefe das Rauschen des Wassers von dem schweren Fall gehört hatten. Er stand in Angst und Zagen, und mit klopfendem Herzen, und schaute bald wieder hinab in den Brunnen, und bald wieder sah er die liebliche Gestalt an. Der Mond schien so hell herab; es war so still umher, so still; er hörte ihr Athmen im Schlaf und sein Herzklopfen; und da sollte er die schreckliche That vollbringen! — Endlich wollte er sich Muth machen. Das Fell ist einmal verbrannt, dachte er, nun muß das Andre auch geschehen, und es muß in der ersten Stunde geschehen, wenn sie mein eigen werden soll. Wenn ich bis zur zweiten Stunde warte, dann wird sie zwar erlöst sein, aber sie wird von mir geschieden sein. Das kann ich nimmermehr ertragen. — Er hob die Schlafende wieder auf, er legte sie auf den Rand des Brunnens; er brauchte sie nur loszulassen, so fiel sie hinab. Aber da sah er ihr in das stille liebliche Angesicht, das war so schön im Mondschein, er fühlte den Hauch ihres Mundes, er konnte nicht loslassen. Sie wurde schwer in seinen Armen,

als zöge es sie hinab, da hielt er sie krampfhaft mit seinen Händen fest, und zog sie hastig zurück, und legte sie wieder sanft nieder. Nimmermehr! rief er, nimmermehr kann ich es thun. O wenn sie nur reden könnte, wenn sie nur noch einmal mir sagen könnte: Thue es, dann bin ich dein, — dann vielleicht würde ich es vollbringen können. Sie schläft, sie schläft so sanft und lieblich, und in ihrem Schlaf soll ich sie in den schrecklichen Abgrund hinabstürzen! — Falsches Wasserweib, warum hast du mir eine solche That auferlegt, warum nicht blutigen Kampf mit Riesen und Ungeheuern, sie sollten die Gewalt meines Schwertes erfahren; aber wie kann ich diese liebliche Gestalt, das Schönste, was auf der Welt ist, wie kann ich sie wegschleudern in die schauerliche, moderhauchende Tiefe? — So sprach er, und konnte den Entschluß nicht fassen. Er ging mit schallenden Tritten auf dem Hofe umher; er warf noch einmal einen Stein in den Brunnen, die Tiefe desselben zu prüfen, und lange dauerte es, bis er das dumpfe Rauschen des Wassers hörte. Und wieder beugte er sich über die Prinzessin, und jetzt küßte er sanft ihren warmen Mund und sagte: Verzeih' mir, verzeih' mir, aber ich kann die schreckliche That nicht thun.

Und so zögerte er; der Mond stieg höher und höher, und endlich, da war die erste Stunde verflossen. Er wußte es an dem Wege des Mondes, und er wußte, daß er die schöne Braut durch sein Zögern verloren hatte. Die Thränen brachen aus seinen Augen. Wiederum ließ er dann eine Stunde vergehen. Wenn ich es jetzt thue, dachte er, während der zweiten Stunde, so wird sie von mir geschieden leben. Soll ich solche Qual erdulden? — Er wartete, bis die dritte Stunde kam. Da begann in ihm von Neuem ein schwerer Kampf. Jetzt muß es geschehen, dachte er, dann kommt sie in Blumenpracht, und wird glücklich sein, wenn ich auch mein Lebenlang trauern muß. — Aber wenn er seine Arme erheben wollte, waren sie schwer wie von Blei. Er saß neben ihr in Kummer versenkt, er dachte, wie sie nun vielleicht erwacht mit holden Augen ihn ansehen, und lächelnd mit ihm reden könnte, wenn er es gleich gethan hätte. Er schlug mit geballter Faust an seine Stirn, denn das konnte er nicht mehr erlangen, es war zu spät. —

Es war schon tief in der dritten Stunde. Der Mond stand fast senkrecht über ihm; es mußte bald Mitternacht sein. Da raffte er sich auf. Soll sie denn versinken in

Todesnacht? rief er; soll ihr holdseliger Leib verschwinden in Moder und Graus? Werde ich es ertragen können zu sehen, wie sie um Mitternacht erwacht und umhersucht nach ihrem weißen Rehfell, und es nicht finden kann, und wie sie dann elendiglich stirbt vor meinen Augen? Da ist es fürwahr eben so gut, ich werfe sie in den Brunnen. — Und er ergriff sie gewaltsam mit kräftigen Armen, und hob sie empor, und hielt seine Augen fest verschlossen, und — da war es geschehen. Es war in der letzten Minute vor Mitternacht. Noch wenige Augenblicke, und es wäre zu spät gewesen.

Indem aber die schöne Last aus seinen Armen hinabglitt in die Tiefe des Brunnens, öffneten sich seine Augen unwillkührlich, begierig ihr nachzustarren, und Entsetzen war in seinem bleichen Gesicht. — Aber siehe da! sie fiel nicht, sie schwebte leicht hinunter, und alsbald drang aus der Tiefe eine Fülle strahlenden Lichtes, und da sah er, daß der Brunnen in der Tiefe gar nicht von Mauern umschlossen war; die Helle dehnte sich aus weit nach allen Seiten, und ein prächtiger Garten war vor seinen Augen. Grade hinab aber, unter dem Brunnen, war ein klares blaues Wasser, und Wasserweibchen schwammen darauf umher, und hielten

ein silbernes Netz ausgespannt. Rundum an dem Rande des Wassers blühten unzählige Blumen in tausendfacher Farbenpracht. Und die Schlafende sank in das silberne Netz, und die Wasserweibchen trugen sie an das Ufer, und da erwachte sie und stand in den Blumen, und schaute mit ihren großen Augen verwundert umher. Andere Wasserweibchen führten ein anderes wunderschönes Mädchen heran; das war ihre Stiefschwester, und Beide sahen sich und fielen einander in die Arme. Dann aber schauten Alle empor, die Wasserweibchen und die zwei Prinzessinnen, und Alle nickten ihm zu, und grüßten mit den Händen, als wollten sie ihm danken. Sie aber, die er erlöst hatte, hob beide Arme zu ihm auf.

Da schwang er sich auf den Rand des Brunnens, und rief: ich komme! — und wollte hinabspringen, obgleich es sehr tief war. Aber es war grade zu spät, denn augenblicklich verschwand das Licht, und oben stürzten die Wände des Brunnens zusammen, und er füllte sich mit Schutt und Gestein, und der arme Prinz fiel hin auf den Schutt. Aber das wußte er nicht, denn er hatte die Besinnung verloren, und lag ohnmächtig lange Zeit.

Es war heller Tag, als er wieder zu sich kam. Er stand auf, und besann sich. Er sah den Brunnen verschüttet, und ein tiefer Seufzer drang aus seiner Brust. Ich habe sie verloren, rief er aus, und bedeckte sein Gesicht mit den Händen, als schämte er sich wegen seiner Zaghaftigkeit. — Du hast sie verloren, sagte eine Stimme hinter ihm, aber sie ist gerettet, und wird leben in Blumenpracht. Er schaute sich um, da stand das Wasserweibchen, so blaß und durchsichtig, daß er es kaum sehen konnte. Ziehe getröstet von dannen, sprach es weiter, sie wird deiner gedenken und dich beschirmen auf allen deinen Wegen. — Damit zerfloß das Wasserweibchen. Er stand noch lange da, dann stieg er noch einmal in die zerfallenen Gemächer hinauf. Da fand er die drei Prinzen nicht mehr, es lagen drei Gerippe da, schrecklich zu sehen, und in dem Netz lag das Gerippe der Königin, die goldene Krone war noch auf dem kahlen Schädel.

Traurig in seinem Herzen, arbeitete der Prinz sich wieder mit seinem Schwerte durch den Wald. Am andern Tage fand er sein Pferd, das war am Grasen auf einer Wiese, und sprang ihm wiehernd entgegen. Er stieg auf sein Pferd, und ritt langsam fort, immer das Haupt ge-

senkt, und ließ es gehen, wohin es wollte. So kam er endlich wieder zu seinem Vater.

Man sagt, er wäre bald darauf noch einmal nach dem Waldschloß ausgeritten, mit vielen Leuten, die Werkzeug mitnehmen mußten, um in die Erde zu graben, und da hätte er in den unterirdischen Garten hineingraben wollen. Aber das Schloß sei nicht mehr zu finden gewesen.

Ja, warum hatte er sie nicht in der ersten Stunde in den Brunnen geworfen? — Da wäre sie seine Königin geworden, und sie hätten in Freuden miteinander gelebt. —

Berlin, Papier und Druck der Deckerschen Geh. Ober-Hofbuchdruckerei.